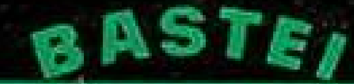
1,70 DM / Band 392
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Phantom-Kommando

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Phantom-Kommando

John Sinclair Nr. 392

von Jason Dark

erschienen am 07.01.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Phantom-Kommando

Der Angriff erfolgte wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und ich hatte dabei das Glück, schon von der Straße weg und auf die Zufahrt der Tiefgarage gerollt zu sein.

Und da sah ich den Feuerstrahl!

Er jagte aus der dunkelgrauen Dämmerung, kam schräg von oben nach unten und zielte haargenau auf die breite Frontscheibe meines Wagens, um sie zu durchbohren. Was es war, erkannte ich erst im letzten Augenblick.

Ein brennender Pfeil!

Aus dem Wagen kam ich nicht mehr raus, weil die Zeit zu knapp war. Mir blieb nur noch eine Chance…

Ich mußte mich nach links auf die freie Seite werfen. Nur untergetaucht konnte ich dem Pfeil entgehen.

Aber tauchen Sie mal weg, wenn der Gurt sie hält. Ich jedenfalls hatte Mühe, hörte das Platzen der Scheibe und dann das böse Fauchen an meinem rechten Ohr.

Sogar den Aufprall bekam ich noch mit. Die Spitze bohrte sich in die Rückseite des Sitzes, wo sich sofort ein kleines Feuer bildete.

Irgendwie schaffte ich es, den Gurt zu lösen. Ich war jetzt beweglicher.

Mit dem Rücken lag ich auf dem Beifahrersitz, zog die Beine an und stieß sie wieder vor. Mit beiden Füßen hatte ich dorthin gezielt, wo sich der Pfeil im Polster befand. Mit diesem kräftigen Doppeltritt gelang es mir auch, das Feuer zu »löschen«.

Zurück blieb ein schwarzer Fleck.

Viel besser erging es mir trotzdem nicht. Mit dieser Attacke hatte ich nicht gerechnet, aber ich nahm mir die Zeit und atmete zunächst einmal tief durch.

Nur keine Panik. Ich hatte schon schlimmere Situationen überstanden, tastete nach dem Türriegel, hebelte ihn herum und drückte vorsichtig den Wagenschlag auf.

Dabei machte ich nicht den Fehler, mich aus dem silbergrauen Bentley zu rollen, ich blieb zunächst einmal liegen und holte sicherheitshalber die Beretta hervor.

Der andere hatte es besser. Wo immer er auch in der Dämmerung steckte, er war im Vorteil, da ich ihn erst noch suchen mußte.

Dabei fiel mir etwas ein. Wenn er mit glühenden Pfeilen schoß, würde er seine Position verraten.

Ich zählte im Geiste bis fünf, peilte noch einmal den offenen Wagenschlag an und gab mir Schwung.

Der reichte aus, um mich aus dem Fahrzeug zu katapultieren. Ich landete auf dem glatten Asphalt, rollte mich ab, sprang wieder hoch und jagte im Zickzack auf die nicht weit entfernte Mauer zu, die den Weg zur Garage an der linken Seite begleitete und mit steigender Tiefe selbst immer höher wuchs.

Mit dem Rücken an der Mauer blieb ich stehen. Ein wenig war ich außer Atem gekommen, nicht wegen der kleinen Turnübung, nein, mir paßte es nicht, daß man mich so mir nichts dir nichts einfach auf der Fahrt vom Büro nach Hause beschoß.

Dazu noch mit glühenden Pfeilen!

Dies ließ darauf schließen, daß ich es nicht mit normalen Gegnern zu tun hatte, sondern mit Wesen aus einem anderen Reich. Dämonen oder Geistern.

Ich überlegte, aus welcher Richtung der Pfeil gekommen war.

Aber in der allmählich zunehmenden Dunkelheit war nichts

Verdächtiges zu sehen. Allerdings hoben sich die zahlreichen erleuchteten Fenster des großen Wohnhauses, in dem auch ich hauste, aus der Schwärze ab. In diesem Gebäude, ob Dach oder Tiefgarage, hatte ich schon so manchen Angriff von dämonischer Seite erlebt, aber mit glühenden Pfeilen war ich noch nie empfangen worden.

Die andere Seite ließ sich eben auch immer etwas Neues einfallen.

Wäre auch witzlos gewesen, mir immer einen Zombie zu schicken.

Zum Lachen war mir nicht zumute, eher das Gegenteil. Ein komisches Gefühl hielt mich umklammert, denn der unbekannte Schütze zeigte sich nicht. Ich suchte mit meinen Blicken die Fassade der Wohnung ab, entdeckte aber keinen Gegner.

Kein unruhiges Flackern durchbrach die Finsternis. Wenn irgendwo Licht brannte, dann in den Wohnungen oder bei den beiden runden Laternenköpfen über der Einfahrt zur Tiefgarage mit dem schon geschlossenen Rolltor.

Eine Minute gab ich noch zu, dann hielt mich nichts mehr an der Mauer. Mit behutsamen Schritten und mich stets umschauend, näherte ich mich meinem Wagen.

An der Straße lief der Verkehr normal, der Außenparkplatz lag im Schein der wenigen Laternen, die über die angepflanzten Buschreihen einen fahlen Schimmer warfen.

Auch dort entdeckte ich nichts Verdächtiges, wurde dafür von zwei Scheinwerfern angestrahlt und hörte das wütend klingende Hupen des Fahrers, der seinen Wagen dicht hinter meinem Silbergrauen zum Stehen brachte.

Der Grund für seine Reaktion war klar. Er wollte vorbei, konnte es aber nicht, weil der Bentley seinem Fahrzeug den Weg versperrte.

Ich winkte ihm beruhigend zu, stieg wieder ein und ließ den Wagen anrollen, ohne den Motor anzustellen. In einer geschwungenen Rechtskurve führte der Weg dem Rolltor entgegen.

An der Säule hielt ich an, streckte meinen Arm durch die herabgekurbelte Scheibe und ließ den flachen Schlüssel im Schlitz des Metallkopfes verschwinden.

Eine kurze Drehung reichte. Das Rolltor schüttelte sich einmal, bevor es quietschend in die Höhe schwang. Schließen konnte es der Knabe, der hinter mir fuhr.

Ich glitt in den Schlund der Garage. Das offene Tor kam mir manchmal vor wie das eckige Maul eines Ungeheuers. Es brannte nur die Notbeleuchtung. Man spart eben Energie. Wer Licht haben wollte, konnte es sich selbst einschalten. An jeder Säule befand sich ein Schalter.

Auf dem breiten Fahrstreifen rollte ich mit meinem Bentley bis in die Nähe des Lifts, wo ich ihn immer abstellte.

Wieder wurde ich an die Überfälle erinnert, die sich in dieser Ebene

ereignet hatten. Schon einige Male hatte man versucht, mir das Lebenslicht auszublasen. Sogar Jane Collins in der Verkleidung des schwarzen Henkers hatte mich mit einer Axt erschlagen wollen.

Sukos Harley stand ebenfalls dort. Er und Shao waren an diesem Abend irgendwo eingeladen und mit dem Wagen der Chinesen gefahren. Wenn mich nicht alles täuschte, statteten sie dem Mann einen Besuch ab, der ein China-Restaurant betrieb, und den Suko aus den Klauen des Killers Akim Samaran gerettet hatte.

Der zweite Wagen rollte in eine Parklücke, die links von der meinen lag. Das Licht huschte bleich und geisterhaft über die anderen Fahrzeuge und die grauen Wände, bevor es verschwand.

Ich wollte den Knaben hochfahren lassen und erst dann meinen Wagen verlassen.

Ich hörte, wie er den Wagenschlag zuhämmerte, sah ihn kommen und neben meinem Bentley auftauchen. Den Hut hatte er in die Stirn gedrückt, den leichten Sommermantel über die Schulter gehängt und eine Aktentasche unter den Arm geklemmt.

Er warf einen Blick in den Bentley, sah mich und formte mit Zeigefinger und Daumen seiner freien Hand einen Kreis.

Ein international bekanntes Zeichen. Ich reagierte darauf nicht.

Schnell hatte ihn der Lift geschluckt. Jetzt befand ich mich allein in diesem unterirdischen Komplex. Ich dachte darüber nach, ob ich nicht noch einmal nach oben gehen und mich umschauen sollte.

Wenn das normale Tor verschlossen war, würde ich die große Eingangstür des Hauses nehmen und mit dem Lift bis zum Flur fahren.

Schon beim Aussteigen erkannte ich, daß die Einfahrt zur Garage sperrangelweit offenstand. Der Mann hatte es nicht nötig gehabt, sie wieder zu verschließen. Eine ärgerliche Sache, so lockte man Diebe an, für mich in diesem Augenblick praktisch.

Ich ging auf die Einfahrt zu. Dabei dachte ich noch an nichts Böses, auch wenn ich mich innerlich auf eine Abwehr eingestellt hatte.

Etwa die Hälfte der Distanz lag schon hinter mir, als ich im oberen Drittel des Eingangs eine Bewegung vernahm. Nur ein Huschen, mehr war es nicht, aber dieser Schatten war ungemein schnell, jagte auf mich zu und ich sah wieder einen der verdammten Pfeile, der schräg von oben herab auf mich zujagte.

Mit einem gewaltigen Satz brachte ich mich aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich, sah den Pfeil neben mir aufprallen, abknicken und weiterrutschen.

Wie ein Tänzer drehte ich mich und fand Deckung hinter der nächsten Säule. Fast vor meiner Nase sah ich einen der Lichtschalter, drückte ihn nach unten, und einen Augenblick später wurde es in der Garage hell.

Und der Schatten war da. Aber so schnell, daß ich ihn mit dem

bloßen Auge kaum verfolgen konnte. Da flog jemand durch die Luft, der auf einer Unterlage hockte, bewaffnet war, im Gesicht silbrig glänzte und ansonsten eine weißgraue Haut besaß.

Ich war von diesem Bild so beeindruckt, daß ich erst schoß, als der Schatten den Ausgang fast erreicht hatte. Meine geweihte Silberkugel holte ihn nicht von seinem komischen Flugapparat herunter, sie hackte dicht über dem Kasten des Rollgitters in den Beton.

Wie ein Schemen verschwand der Angreifer über der Auffahrt und wurde von der Nacht verschluckt.

Ich verließ meinen Platz hinter der Säule und spürte ein leichtes Drücken im Magen.

Wenige Schritte brachten mich dorthin, wo der Pfeil liegen mußte.

Er war unter ein Fahrzeug gerutscht und zum Glück erloschen.

Nicht auszudenken, wenn das Feuer den Wagen in Brand gesetzt hätte. Das wäre einer Katastrophe gleichgekommen.

Ich hatte den Pfeil auf meinem linken Handteller liegengelassen und wunderte mich über das Gewicht. Er war ziemlich leicht, so daß er eigentlich nicht aus Holz bestehen konnte. Wieder rief ich mir das Bild des hereinhuschenden Schattens zurück ins Gedächtnis und dachte daran, daß diese seltsame Person auf einer Unterlage gesessen hatte.

Auf einem Brett oder einem Teppich…

Teppich?

Ich grinste unwillkürlich und dachte an die fliegenden Teppiche aus den orientalischen Märchen. Sollte es diese Dinger tatsächlich geben? Ich hob die Schultern und wollte den Pfeil schon in meiner Jackentasche verschwinden lassen, als er plötzlich zwischen meinen Fingern zerfiel. Auf einmal rieselte Staub durch die Lücken in der Hand zu Boden. Er war ebenso hell wie der Pfeil, und ich konnte nichts anderes tun, als ihm nachzuschauen.

Schon wieder Staub, dachte ich dabei und mußte an meinen letzten Fall denken, wo Menschen zu Staub zerfallen waren, nachdem sie die Spur des Teufels berührt hatten. [1] und mit einer dichten Schmutzschicht belegt, so daß die Helligkeit kaum mehr als solche bezeichnet werden konnte.

Das hier hatte aber mit dem anderen nichts zu tun, dessen war ich mir sicher. Die Magie mußte den Pfeil verlassen haben, und deshalb konnte er zu Staub geworden sein.

Wer steckte dahinter? Wer setzte einen Killer auf mich an, der, davon ging ich jetzt aus, auf einem fliegenden Teppich saß und ungemein schnell war. So schnell, daß ich ihn mit den Augen kaum hatte verfolgen können.

Ich schüttelte mich unter einer Gänsehaut, warf noch einen Blick auf den offenen Eingang und ging zum nächsten Kontaktknopf, um das Rollgitter wieder nach unten gleiten zu lassen. Der dabei entstehende

Krach begleitete meinen Weg zur Liftkabine, die mich hoch in die Wohnung schießen sollte.

Zwar brannten über beiden Lifts Lampen, aber deren Haut war Ich wollte den Lift holen und streckte schon meine Hand aus, um den Knopf zu berühren, als ich hinter mir aus dem Dunkel die Stimme einer Frau vernahm.

»Lassen Sie das, Mr. Sinclair!«

***

Ich war tatsächlich versucht, den Finger vorzuschieben und somit auf den Knopf zu drücken, aber irgend etwas hielt mich von dieser so einfachen Bewegung ab.

Ich selbst konnte kaum sagen, was es gewesen war, möglicherweise hatte es am Klang der Stimme gelegen, daß ich so zögernd reagierte und mich anschließend umdrehte, wobei ich über die Stimme nachdachte.

Okay, sie hatte einer Frau gehört, aber das Timbre war weder rauchig noch lockend gewesen, auch nicht interessant, so daß man als Mann gespannt darauf war, die Frau zu sehen, nein, eine andere Tatsache hatte mich stutzig werden lassen.

In der Stimme hatten Hoffnung und Resignation gelegen.

Zwei in sich widersprüchliche Gefühle, die hier zusammenkamen und mich aufmerksam werden ließen.

Deshalb hatte ich mich gedreht.

Da nur die Notbeleuchtung brannte und ich zudem allein im Schein der Liftleuchten stand, konnte sie mich besser erkennen, als ich sie. Von der Frau sah ich nur die Umrisse.

Sie stand vielleicht vier Schritte von mir entfernt und trug einen langen Mantel, in dessen Taschen sie ihre Hände vergraben hatte.

Sie wirkte wie eine Figur, in die plötzlich Leben hineinkam, denn sie atmete vor dem nächsten Satz scharf aus.

»Ich danke Ihnen, Mr. Sinclair!«

Mein Lachen verriet Verlegenheit. »Wofür? Ich habe mich doch nur umgedreht.«

»Sie hätten auch hochfahren können.«

»Da haben Sie allerdings recht.«

»Aber Sie haben es nicht getan, und das finde ich gut, Mr. Sinclair. Ich danke Ihnen.«

»Warten Sie ab. Vielleicht ist es nur Neugierde von mir gewesen. Was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Mit Ihnen sprechen.«

»Das hatte ich mir gedacht. Einfach so?«

»Ja.«

»Dienstlich oder privat.«

»Ich würde sagen, daß es dienstlich ist.«

Sofort dachte ich an die beiden Attacken. Ob die Frau, von der ich bisher kaum etwas gesehen hatte, irgendwie mit den beiden Attacken auf mich in Zusammenhang stand? Möglich war es, denn ihr Auftauchen umschrieb ich ebenfalls mit dem Begriff rätselhaft, wenn sie auch nicht so gefährlich war, wie der seltsame Mensch auf dem fliegenden Teppich.

Ich deutete auf den Lift. »Dann würde ich doch vorschlagen, daß wir nach oben gehen und bei einem kleinen Drink Ihr Problem besprechen.«

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Gestalt warf einen Schatten auf den Boden, der sich bei dieser Reaktion zuckend mitbewegte. »Nein, dagegen bin ich, Mr. Sinclair.«

Ich war irritiert. »Wollen Sie vielleicht in ein Lokal gehen, weil Sie Angst haben, mit einem Fremden…«

»Auch nicht. Ich möchte bleiben.«

»Hier unten?«

»Ja, Sir. In Ihrem Wagen. Es kann sein, daß wir sehr schnell wegmüssen, wenn Sie verstehen.«

Ich verstand zwar nicht, aber diese Person hatte mich neugierig gemacht. Zudem war es noch nicht allzu spät. Mitte August wurden die Tage bereits kürzer. So hob ich abermals die Schultern und deutete auf meinen abgestellten Silbergrauen. »Hoffentlich stört es Sie nicht, daß die Frontscheibe einen Sprung hat. Mich hat es sowieso gewundert, daß sie nicht völlig zerplatzte.«

Ich hatte bewußt von dieser Sache gesprochen, um ihr einen Kommentar zu entlocken, doch sie sagte nichts und blieb schweigend neben der Beifahrertür stehen, die ich ihr öffnete und sie einsteigen ließ.

Auch als ich saß, sprach sie noch nicht. Aber ich schaltete die Innenbeleuchtung ein, schließlich will man wissen, mit wem man es zu tun hat, denn das Gesicht der Frau hatte ich bisher noch nicht gesehen.

Allmählich schälte es sich hervor. Es schien aus dem hochgestellten Kragen des braunroten Sommermantels zu steigen, und selbst in der schlechten Beleuchtung erkannte ich die Blässe auf dem Gesicht mit den eingefallenen Wangen und den etwas vorstehenden Knochen. Die Frau besaß fahlblonde, halblange Haare, zu einer glatt fallenden Pagenfrisur geschnitten, mit einem Pony auf der Stirn. Die Lippen waren schmal, die Nase gerade, und als sie sich zu mir hindrehte, fielen mir die Augen auf, in denen tatsächlich ein Ausdruck aus Furcht und Hoffnung lag. Sie faßte nach meiner Hand. Ihre fühlte sich kühl an. »Ich danke Ihnen, daß Sie mich anhören wollen.«

»Gern geschehen, nur möchte ich gern wissen, mit wem ich das

Vergnügen habe.«

Sie nahm ihre Hand wieder weg und schüttelte den Kopf. »Entschuldigen Sie, ich bin ein wenig durcheinander. Mein Name ist Hester Shapiro.«

»Noch nie gehört.«

»Ja, das haben die meisten nicht. Ich gehöre zu den Menschen, die eigentlich nie auffielen.«

»Das kann manchmal ganz gut sein.«

»Aber jetzt, Mr. Sinclair, trete ich aus dem Dunkel ins Rampenlicht. Ich muß es einfach tun.«

»Das müssen Sie entscheiden. Über den Grund wollen Sie bestimmt mit mir reden.«

»Nicht hier.«

Ich lachte. »Doch, in meiner Wohnung.«

»Nein. Bei mir.«

Sie saß da wie festgewachsen. Ohne eine Regung oder eine Reaktion zu zeigen. Ihre Stimme klang ebenfalls kalt, aber sie duldete keinen Widerspruch. Hätte ich mich jetzt zurückgezogen und auf meinen Vorschlag bestanden, wäre sie sicherlich verschwunden.

Ich aber war neugierig geworden und fragte: »Wo wohnen Sie denn, Mrs. Shapiro?«

»In einem großen Gartenhaus.«

»Also außerhalb?«

»Es gehört noch zu Groß-London und liegt zwischen Southfields und Wimbledon.«

»Das ist nicht gerade in der Nähe.«

»Aber jetzt herrscht wenig Verkehr. Wir wären schnell da. Ich bin sicher, daß Sie meine Geschichte interessieren wird.«

»Sie wissen, womit ich mich abgebe?« fragte ich und schaltete die Innenbeleuchtung aus.

»Natürlich.«

»Haben Sie mir etwas über Dämonen zu berichten, Miß Shapiro?«

»Mrs. Shapiro, bitte.«

»Sorry, ich wußte nicht, daß Sie verheiratet sind.«

»Nicht schlimm. – Wenn Sie jetzt fahren würden…«

»Mit dieser Scheibe.«

»Kommen Sie, das schaffen Sie schon. Wenn es nicht so wichtig wäre, hätte ich nicht tagelang auf Sie gewartet.«

»Ich war nicht da. Aber warum haben Sie nicht in meinem Büro angerufen, Hester?«

»Das wollte ich aus bestimmten Gründen nicht. Ich mußte Sie einfach allein erwischen. Da kam mir die Tiefgarage sehr gelegen, denn man kommt leicht hinein.«

»Das stimmt leider.«

Mittlerweile standen wir vor dem Gitter. Ich öffnete es diesmal von innen und schaute zu, wie es in die Höhe stieg. Einen Mann auf einem Brett oder fliegenden Teppich, der zudem mit flammenden Pfeilen schoß, entdeckte ich nicht.

»Kennen Sie den Weg?« erkundigte sich Hester Shapiro.

Unter dem Gitter krochen wir hindurch. »Ich werde die Battersea Bridge nehmen und anschließend auf der Battersea Park Road weiterfahren.«

»Das ist gut.«

Mehr sagte die Frau nicht. Sie saß neben mir wie eine Puppe. Der Gurt lief als schwarzes Band schräg über ihren Körper und hielt sie.

Ihre Hände lagen auf den Knien, nur manchmal bewegte sie die Finger. Ansonsten schwieg sie.

Irgendwie konnte ich nicht normal sein. Statt in der Wohnung zu sitzen und an einer Flasche Bier zu nuckeln, fuhr ich durch die Gegend, zudem noch in den tiefsten Londoner Süden, fast bis Wimbledon, obwohl ich überhaupt nicht Tennis spielte und noch nie den männlichen BB in Aktion gesehen hatte. Was hatte mich an der Frau überhaupt so gereizt?

Ich warf ihr einen Blick zu. Sie zeigte mir ihr Profil. Die Haut wirkte dünn, fast gläsern. Manchmal zitterten ihre Nasenflügel.

Möglicherweise eine Reaktion auf ihre Gedanken, die sie beschäftigten.

»Ich möchte Ihnen gern eine Zigarette anbieten«, sagte ich. »Rauchen Sie, Hester?«

»Nicht jetzt.«

»Darf ich rauchen?«

»Klar.«

Aus der Packung schnippte ich mir ein Stäbchen und klemmte es zwischen die Lippen. Es herrschte nicht sehr viel Verkehr, denn wir hatten uns aus der eigentlichen City of London bereits entfernt und gondelten schon auf die Brücke zu, die uns auf die andere Seite des Flusses brachte.

Während ich mich auf das Fahren konzentrierte und das Gebläse den Rauch vertrieb, dachte ich darüber nach, aus welch einem Grunde ich überhaupt mitgefahren war.

Konnte man ihn als Neugierde bezeichnen? Ja, das auch, aber Neugierde war es nicht allein gewesen. Irgend etwas hatte mich an der Frau stutzig gemacht. Zunächst einmal wirkte sie auf mich nicht wie eine durchtriebene Lügnerin. Es war durchaus möglich, daß sie tagelang auf mich gewartet hatte, nur um mich zu sprechen oder mir etwas zu zeigen. Und es mußte mit meinem Job zu tun haben.

Wir sahen die Themse. Einen graudunklen Wasserarm, der sich träge durch sein Bett wälzte.

»Am Fluß haben wir auch mal gewohnt«, sagte sie plötzlich.
»Hier in London?«
»Nein, es war kurz nach meiner Heirat. Oben im Norden. Es war eine wunderschöne Landschaft.«
»Lieben Sie die Einsamkeit, Hester?«
»Ja. Deshalb wohnen wir auch in diesem umgebauten Gartenhaus.«
»Weshalb zogen Sie nach London?«
»Mein Mann wollte es.«
»Hatte es berufliche Gründe?«
»Sie fragen viel, Mr. Sinclair.«
»Das gehört nun mal zu meinem Job.«
»Könnte ich jetzt eine Zigarette haben?«
So lenkt man von einem Gespräch ab, dachte ich, hatte aber nichts gegen ihren Wunsch und gab ihr ein Stäbchen. Feuer hatte sie selbst.
Sie rauchte hastig und blies den Rauch in das Gebläse. »Mein Mann wollte nach London ziehen, weil er dort günstigere Arbeitsbedingungen fand.«
»Wenn wir schon soweit sind, müssen Sie mir noch verraten, was er beruflich tut.«
»Er ist Künstler.«
»Ach.«
»Mögen Sie keine Künstler?«
Ich lachte. »Doch, sehr sogar. Ich mag Menschen, die ihr Leben selbst in die Hand nehmen und sich nicht von anderen bezahlen lassen. Auf welch einem Gebiet hat er sich denn betätigt? War er Spezialist für irgendeine Kunstrichtung?«
»Er arbeitete ziemlich allgemein. Das heißt, er hat lange gesucht, bis er sich dann für Dinge interessierte, die mehr mit Archäologie oder Historie zu tun hatten. Magische Kunst, zum Beispiel.«
»O.« Ich war überrascht. »Sollte das der Grund gewesen sein, aus dem Sie mich besucht haben?«
»Auch. Zunächst versuchte ich es allein, dann klappte das nicht, da mir die Probleme über den Kopf wuchsen, wenn Sie verstehen.«
»Noch nicht.«
»Ich werde Ihnen bei mir alles berichten.«
»Was geschieht danach, Hester? Fahre ich wieder zurück?«
»Sie können auch bei mir schlafen. Das Haus ist groß genug. Wir lieben es, sagen zwar immer Gartenhaus, aber das stimmt nur insofern, weil es aus Holz gebaut worden ist. Wir haben es vor zwei Jahren renoviert und angestrichen. Weiß, wissen Sie?«
»Lieben Sie diese Farbe?«
»Ja, ich mag sie. Die Menschen sind viel zu konservativ. Wenn ich zu sagen hätte, würden die Möbelhersteller viel mehr die Farbe weiß benutzen. Durch die hohen Preise sind die Wohnungen klein

geworden, und weiße Möbel lassen sie größer wirken.«

»Da mögen Sie recht haben«, gab ich zu und dachte an meine eigene Bude, über deren Einrichtung ein Fachmann sicherlich die Hände zusammengeschlagen hätte. Aber wenn man so selten zu Hause ist wie ich, ist es zumeist egal, was da herumsteht. Wäre ich verheiratet gewesen, hätte dies bestimmt anders ausgesehen.

Wir befanden uns bereits auf dem Lande. Längst war es völlig finster geworden, und wie so oft in den Sommernächten, die eine gewisse Feuchtigkeit enthielten, hatten sich auch zu dieser Zeit Nebelschleier gebildet, die wie träge Fahnen über die Wege und Straßen zogen. Nicht sehr dicht oder kompakt, oft zerrissen und nur noch aus Fetzen bestehend, so daß für eine Weiterfahrt kaum Gefahr bestand.

»Ich gebe Ihnen Rätsel auf, nicht wahr?« fragte Hester nach einer Weile des Schweigens.

»Ja.«

»Und trotzdem sind Sie mit mir gefahren.«

»Es war die Neugierde.«

»Das müssen Polizisten wohl sein.«

»Klar. Etwas an Ihnen hat mich fasziniert…«

Ich hatte sie noch nie richtig lachen gehört, jetzt tat sie es. Danach wollte sie sich noch immer nicht beruhigen. »Mr. Sinclair, das hat mir noch niemand gesagt. Ich soll Sie fasziniert haben?«

»In der Tat.«

»Wodurch?«

»Es war Ihre Hartnäckigkeit, auch die Art, wie Sie erzählten und den Fall angingen. Das tut nicht jeder.«

»Stimmt. Aber auch nicht jeder muß sich mit Problemen herumschlagen wie ich.«

»So schlimm?«

Sie preßte die schmalen Lippen noch fester zusammen. »Sie werden es erleben, Sir.«

Danach hatte sie wieder Sendepause. Mein unruhiges Gefühl wuchs parallel zu meinem Unmut. Ich wurde hier in etwas hineingezogen, das ich überhaupt nicht wollte. Manchmal, wenn wir so redeten, kam ich mir vor wie eine Figur, die man von einer Seite zur anderen schob, ohne daß sie etwas dagegen unternahm.

»Wir müssen bald links ab«, erklärte sie mir. »Fahren Sie bitte langsamer. Bei diesem Wetter kann man kaum den Weg erkennen.«

Ich ging vom Gas. Die angeschlagene Scheibe störte mich gewaltig, doch ich konnte nichts machen. In einer Werkstatt würde sie bald ausgewechselt werden.

»Weit kann es nicht sein«, sprach ich Hester an.

»Stimmt.« Sie machte mir einen nervösen Eindruck. Die Ruhe war nur gespielt. Zwar saß sie noch aufrecht und steif neben mir, aber die

Hände zitterten und bewegten sich. Mal bildeten sie Fäuste, dann lagen sie offen, und ich sah auf den Flächen den dünnen Schweißfilm.

Hinweisschilder erschienen. Manche mit einer reflektierenden Schrift versehen. Das Wort Wimbledon war immer zu lesen.

»Die nächste links.« Ihre Stimme war leise und klirrte irgendwie.

Sie verriet die seelische Belastung, unter der die Frau stand. Den Mund hatte sie verzogen, hielt die Lippen aber geschlossen und hatte die dünnen, kaum auffallenden Augenbrauen zusammengezogen.

Ich betätigte den Blinker. Endlich hatte der Kerl hinter uns freie Bahn. Während ich in die schmale Straße einbog, gab er Vollgas.

Wir fuhren an Gärten vorbei. Manchmal streiften die langen Arme irgendwelcher Hecken die Karosserie. »Wird es noch enger?« fragte ich.

»Nein, nein. Das ändert sich gleich. Fahren Sie nur.«

In der Tat änderte es sich. Die Hecken traten zurück, die Gärten blieben. Es waren flache, weite Komplexe. Felder, auf denen Erdbeeren angebaut wurden.

Auch über ihnen hingen schwache Nebelschleier. Der Weg verschlechterte sich. Wiederum hatten die Stoßdämpfer des Bentley schwer zu leiden. »Bleibt das noch lange so?« fragte ich.

»Nein, nein.« Ihre Antwort hatte nervös geklungen. Sie hockte auf dem Sitz und hatte sich nach vorn gebeugt.

Sie schaute aber auch nach rechts und links, als suchte sie etwas Bestimmtes.

»Wir sind bald da – oder?« fragte ich ein wenig ungeduldig.

»Ja.«

So einsam die Gegend auch war, es gab sicher Menschen, die sich wohl fühlten in ihren originellen Bauten. Da hatte kein Großstadt-Architekt mitgewirkt, diese Häuser waren in Eigeninitiative gebaut worden.

Hier konnte man leben…

Ich fragte mich, was die Frau hier verloren hatte und ob sie mit dem Angreifer auf dem fliegenden Teppich unter einer Decke gesteckt hatte. Nicht jeder schoß mit feurigen Pfeilen. Wenn es jemand tat, mußte er einen triftigen Grund haben, und er durfte auch keine Rücksicht kennen, denn ein Flammenpfeil in einer Tiefgarage hätte ein Chaos auslösen können. Dieses Risiko war der Angreifer bewußt eingegangen.

»Den nächsten Weg bitte rechts«, sagte Hester.

»Wird es noch einsamer?« Meine Frage hatte scherzhaft klingen sollen, die Frau faßte es nicht so auf und gab ihre Antwort mit ernst klingender Stimme.

»Zumindest waldreicher. Wir lieben die Natur und haben uns zurückgezogen.«

»Aber es führt ein Weg zu Ihrem Haus?«
»Natürlich.«
»Und Sie haben auch ein Fahrzeug?«
»Ja, einen Japaner. Und weil der in die Werkstatt mußte, bin ich mit der U-Bahn gefahren.«
»Das wollte ich wissen.«
Sie lächelte nur und schaute, wie ich in die dünnen Dunstschleier.
»Ist es hier immer so dunstig?« wollte ich wissen.
»Ja, wir befinden uns in einem Feuchtgebiet. Leider. In der Nacht werden sich die Schleier noch verdichten. Die Nächte, in denen wir keinen Nebel haben, können sie während des Jahres an beiden Händen abzählen, Mr. Sinclair.«
Bisher waren wir mit dem Auto noch ganz gut durchgekommen.
Im Scheinwerferlicht erkannte ich eine Kurve, dahinter dichten, düsteren Wald. Hinzu kam noch der Nebel, so daß die Gruselatmosphäre perfekt war.
»Wohnen Sie im Wald?« fragte ich.
»Dahinter.«
»Dann ist er nicht groß?«
»Nein.«
Der Weg wurde zum Glück nicht enger. Ich fuhr sehr langsam, kaum zehn Meilen. Deshalb hatte ich Zeit, nach rechts und links zu schauen, sah die Bäume und die dazwischen liegenden Schatten wie dunkle, unheimlich wirkende Tücher, in das plötzlich ein kurzes Licht gerissen wurde, als hätte man ein Tuch zerstört.
Gelb und feurig.
Wie dieser verdammte Pfeil.
Ich bremste, riß damit die Frau aus ihren Gedanken, denn sie schreckte mit einem Kiekslaut hoch. Erstaunt blickte sie sich um.
»Aber wir sind noch nicht da, Mr. Sinclair.«
»Das weiß ich.«
»Und weshalb haben Sie angehalten?«
Ich holte durch die Nase Luft. »Haben Sie das Licht nicht gesehen?«
»Wo?«
»Zwischen den Bäumen auf der linken Seite. Dort flackerte es. Rötlich gelb, wenn mich nicht alles täuscht.«
»Ich sah nichts.«
»Gibt es dort ein Haus?«
Sie schüttelte den Kopf. »Unseres ist das einzige am Waldrand.«
»Dann habe ich mich wohl getäuscht«, erklärte ich und fuhr wieder an. Eine Täuschung war es bestimmt nicht gewesen, aber das brauchte die Frau neben mir nicht zu wissen. Licht in der Finsternis sieht man oft meilenweit, deshalb konnte ich auch nicht sagen, wie weit entfernt diese Lichtquelle von uns war.

»Sie werden noch durch eine Kurve fahren müssen, dann sind wir am Ziel«, erklärte die Frau. »Ich habe die Lampen vor dem Haus brennen lassen. Es sind zwei Laternen über dem Eingang.«

»Okay.«

Bis zur Ankunft schwiegen wir. Ich hatte plötzlich das unbestimmte Gefühl, in eine Falle zu fahren, was mich nicht weiter störte, da ich es freiwillig tat.

Dann verließen wir den Wald, ich sah das Haus und war beeindruckt von der langen hellen Front. Von wegen Gartenhäuschen, das war schon ein kleines Landhaus mit einem Schuppen an der rechten Seite und mehreren Giebeln. Wer hier als Künstler lebte, hatte sicherlich einen idealen Platz zum Arbeiten gefunden.

Ich hielt an und nickte anerkennend, bevor ich ausstieg. »Da haben Sie sich etwas Schönes ausgesucht, Hester.«

»Ja, uns gefällt es auch.«

»Ihr Mann ist auch hier?«

»Ich wollte Ihnen erst im Haus alles erklären. Ich brauche das Haus einfach dazu.«

»Wie Sie wünschen, Hester.«

Mrs. Shapiro hatte die Tür bereits geöffnet und stieg aus. Ich drückte mich ebenfalls aus dem Wagen und atmete tief durch. Von der Luft war ich ein wenig enttäuscht. Irgendwie ließ sie sich nur schwer atmen.

Über der Tür brannten tatsächlich zwei Lichter. Laternen aus schmutzigem Glas, die nicht viel Helligkeit abgeben. Der Erdboden wurde kaum erreicht.

Hester Shapiro suchte den Schlüssel. Sie hatte ihn in einer der Manteltaschen stecken.

Ich folgte ihr langsam. Mit dem Rücken baute ich mich zum Haus hin auf und schaute nach vorn.

Die Sache gefiel mir nicht. Jenseits des Weges befand sich eine schmale Wiese, und dahinter begann der Wald. Bäume, die dicht wie eine Mauer wirkten und zudem eine undurchdringliche Wand aus Unterholz besaßen. Büsche und Gestrüpp bildeten Verstecke.

»Es ist offen.«

Ich schaute noch einmal auf den Waldrand, sah auch die Nebelschleier, die die Umgebung noch undurchdringlicher machten, und wandte mich um. Die Frau hatte den Schlüssel noch im Schloß stecken, als sie die Tür aufdrückte.

Noch zwei Schritte mußte ich bis zur Schwelle gehen. Mir fielen erst jetzt die großen, hohen und auch breiten Fenster des Hauses auf. In ihnen setzten sich die Scheiben aus mehreren Teilen zusammen.

Das mußte auch so sein, denn der nahe Wald nahm ziemlich viel Licht weg.

Als ich gerade über die Türschwelle ging, hörte ich ein Klirren.
Dumpf klang es, und Scherben regneten zu Boden. Ich sprang zur Seite, drehte den Kopf und sah, weshalb die eine Lampe zersprungen war.
Ein brennender Pfeil hatte sie getroffen!

***

Eine Schrecksekunde durfte ich mir nicht erlauben, die Lage war einfach zu ernst. Auch wenn sich Mrs. Shapiro schon im Flur befand, die Tür stand noch immer offen. Beide wandten wir dem hinterhältigen Schützen den Rücken zu. Im Licht der einen Lampe waren wir relativ gut zu erkennen.
Ich warf mich nach vorn, streckte die Arme aus und riß Hester Shapiro zu Boden. Keine Sekunde zu spät. Denn in diesem Augenblick haderte der zweite Pfeil in die Tür, dicht an meinem Kopf vorbei. Hätte ich mich nicht geduckt, hätte er sich in meinen Nacken gebohrt.
Einen Moment später lag ich am Boden, sah das kleine Feuer über mir und schob die Tür mit dem Fuß zu. Zum Glück war das Holz durch den Nebel feucht geworden, es würde nicht so leicht in Brand geraten, sonst hätten wir einpacken können.
Hester lag am Boden. Sie war gegen einen kleinen Garderobentisch gefallen, der vor einem Wandspiegel stand. Den Kopf richtete sie auf. Ihr Blick flackerte, Angst stand wie eingemeißelt in ihrem Gesicht, wobei ich nicht wußte, ob sie nun gespielt oder echt war.
»Das war knapp!« flüsterte ich und kam wieder hoch, während sie noch liegenblieb. Sie hatte das Licht angeknipst. Neben dem Spiegel befand sich die pilzförmige Wandleuchte, deren Schein ihr Gesicht getroffen hatte.
Ich streckte die Hand aus. Hester umfaßte sie und ließ sich hochhelfen.
Sie zitterte, war bleich geworden, und die Wangen wirkten noch eingefallener. Mit einer müden Bewegung strich sie durch ihr Haar.
Sie wollte lächeln, das schaffte sie aber nicht; statt dessen schaute sie mich fragend an und flüsterte: »Was war das?«
»Man hat auf uns geschossen.«
»Mit Feuer?«
»So ähnlich. Es war ein flammender Pfeil.«
»Stimmt das?« hauchte Hester, als sie den ersten Schreck verdaut hatte. »Wer macht denn so etwas?«
»Das weiß ich nicht.«
Sie nickte, wartete wohl auf meine nächste Bemerkung, die aber nicht erfolgte. »Was tun wir jetzt?«
»Erst einmal ins Haus gehen.«
»Da sind wir doch schon.«

»In die Räume, meine ich.«

»Natürlich. Warten Sie, Mr. Sinclair, ich gehe vor.« Sie wandte sich nach links. Dort gab es eine kleine Treppe, die drei Stufen besaß. Ich wollte wissen, wo dieser Flur hinführte, denn an seinem Ende hatte ich eine Tür entdeckt.

»In den Schuppen«, bekam ich als Antwort.

»Ist die Tür verschlossen?«

»Ja.«

Davon überzeugte ich mich selbst, ging hin und fand Hester Shapiros Worte bestätigt. Von dort hatten wir also Ruhe, wenigstens so lange, wie die Tür verschlossen war. Ich wollte sie auch nicht öffnen.

Hester war bereits die Treppe hochgegangen. Sie stand noch auf der letzten Stufe, hielt ihre Hand aber in das Zimmer gestreckt und wollte wahrscheinlich das Licht anknipsen, das aber durfte unter keinen Umständen geschehen, denn ich dachte an die großen Fenster, hinter denen wir uns als lebende Zielscheiben abhoben, wenn es in den Räumen hell wurde. Rasch umfaßte ich ihren Arm.

»Kein Licht!«

Sie schaute mich für einen Moment verdutzt an, verstand und nickte. »Gut, bleiben wir im Dunkeln.«

Ich ließ sie vorgehen. Im Haus würden sie sicherlich noch nicht lauern. Wir betraten die Küche, einen relativ großen Raum. An einer Seite entdeckte ich eine zweite Tür, sie stand offen und führte in den Wohnraum, der schon einem kleinen Saal glich. Von ihm aus führte eine weiß gestrichene Treppe mit breiten Stufen in die obere Etage.

Ich blieb vor der Treppe stehen. »Wo geht es da hin?«

»In die erste Etage und dann unter das Dach.«

»Kann man dort stehen?«

»Wenn man den Kopf einzieht.«

Zur Vorderseite hin besaß der große Wohnraum zwei gewaltige Fenster mit Bögen an der Oberseite. Gegenüber, praktisch im Schlagschatten der Treppe, war ein Kamin errichtet worden. Auch nicht gerade klein und aus hellen Steinen gemauert. Unter dem Treppenaufgang hatte jemand Holz gestapelt.

Durch die Fenster konnte man nicht hereinschauen, weil die Gardinen zugezogen waren. Sie reichten bis zum Boden. Ich deutete Hester, zurückzubleiben und näherte mich dem ersten Fenster. Vorsichtig schob ich die Gardine ein Stück zur Seite und schaute hinaus.

Ich sah meinen Wagen, dahinter die Wiese, und dann begann schon der dichte Wald.

Wo die Feinde lauerten, war nicht zu erkennen.

Dunkelheit lag über dem Land. Kein Mond, keine Sterne. Aus dem Wald schien der Nebel in die Finsternis zu steigen, um das düstere

Tuch des Himmels zu umfassen.

Hinter mir hörte ich ein bestimmtes Klingeln. Es war entstanden, als Eiswürfel gegeneinander stießen. Hester hatte sich einen Drink geholt. Die Bar befand sich in einem Regalschrank aus Rattan.

»Möchten Sie auch einen Schluck?«

Ich schüttelte den Kopf. »Im Moment nicht.«

»Ich habe auch Dosenbier.«

»Okay, davon kann ich eine gebrauchen.« Meine Kehle war trocken, dieser dritte heimtückische Angriff war mir stärker an die Nieren gegangen, als ich es der Frau zeigte.

Sie warf mir eine Dose zu, die sie aus der Kühlbox geholt hatte.

Wegen ihrer beschlagenen Außenhaut wäre sie mir fast aus der Hand gerutscht. Ich mußte noch einmal nachfassen, und Hester entschuldigte sich.

»Macht nichts.« Ich nahm auf der Couch so Platz, daß ich auch zu den Fenstern schauen konnte. Wenn sich irgendwo in der Dunkelheit ein Licht auftat, mußte es auch durch die geschlossene Gardine zu sehen sein.

Als ich die Dose öffnete, sprühte mir schon Schaum entgegen. Ich trank Bier und Hester Whisky.

»Das mußte sein«, sagte sie.

Ich hob die Schultern. »Sie sind erwachsen.«

»Leider.«

»Wieso?«

»Manchmal wünsche ich mir, ein Kind zu sein.«

»Den Wunsch hat wohl jeder von uns einmal. Aber kommen wir zur Sache. Dieses Beschießen mit glühenden Pfeilen ist kein Zufall, Hester.«

»N… ein …« Ihre Antwort kam zögernd.

»Sie wissen Bescheid?«

»Kaum.« Hester legte die Hände zusammen und starrte gegen die gläserne Tischplatte, auf der sich ihr Gesicht schwach abzeichnete.

»Nichts ist Zufall in diesem Haus.«

Mit einer solchen Erklärung wollte ich mich nicht zufriedengeben, aber ich blieb geduldig. »Okay, Hester, bis jetzt habe ich all das getan, was Sie wollten. Nun bin ich an der Reihe, den Spieß umzudrehen. Ich möchte, daß Sie mir einige Erklärungen geben.«

»Worüber?«

»Über diese Angriffe mit den Feuerpfeilen. Es muß mit Ihnen zusammenhängen.«

Sie hob den Kopf und schaute mich aus großen, unschuldigen Augen an. »Mit mir?«

»Ja, mit Ihnen.«

»Nein, Sir, da irren Sie sich. Ich habe damit nichts zu tun. Gar

nichts.«

»Wer dann?«

»Vielleicht Gordon.«

»Das ist Ihr Mann?«

»Ja.«

»Wo befindet er sich?«

Ich hatte eine Antwort erwartet, bekam auch eine, aber keine, die ich erwartete hatte. »Vielleicht ist er hier, vielleicht woanders. Wer kann das sagen?«

Für mich war der Spaß vorbei. Mit diesen Erwiderungen ließ ich mich nicht ablenken. »Moment mal, meine Teure, so können Sie mit mir nicht reden. Ich will endlich wissen, was hier gespielt wird. Sonst hätte ich auch in meiner Wohnung bleiben können.«

»Ich bin Ihnen auch dankbar, Mr. Sinclair, daß Sie…«

Meine schroffe Handbewegung unterbrach sie. »Keine Ausreden, bitte sehr. In diesem Haus gibt es ein Geheimnis, um Sie und Ihre Ehe gibt es ein Geheimnis. Deshalb verlange ich eine Aufklärung. Was hat Ihr Mann mit dem Fall zu tun?«

»Alles und nichts.«

»Ich rate nicht gern.«

Sie nickte heftig dreimal hintereinander. »Gut, ich werde versuchen, es Ihnen zu erklären. Mein Mann ist ein Tüftler, ein Forscher, ein in sich gekehrter Mensch. Er interessiert sich für Dinge, die den meisten Menschen einfach zu hoch oder zu blöd sind. Er gräbt auch aus, er will hinter die Geheimnisse alter Kulturen, Mythen oder Völker kommen. Vor einigen Wochen hat er eine Reise nach Südfrankreich angetreten. Ich hatte nicht mitgewollt, weil hier renoviert wurde und ich die Arbeiten überwachen mußte. Zweimal rief er mich aus Südfrankreich an, und er sagte mir jedesmal, daß er einer tollen Sache auf der Spur wäre.«

»Wie toll war sie?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Obwohl wir verheiratet waren, ist Gordon ein Einzelgänger geblieben. Aber er ist extra in eine grö ßere Stadt gefahren, um mir das zu sagen.«

»Deswegen rief er Sie an?«

»Ja.«

Ich wollte es nicht glauben. »Was hat er noch gesagt, Hester? Ich kann mir nicht vorstellen, daß er Sie über nichts informierte.«

»Er sprach von einer wichtigen Entdeckung, die er gemacht hat.«

»Kam er zurück?«

»Ja.«

»Und brachte er etwas mit?«

»Auch das. Eine große Kiste.« Sie fuchtelte mit den Armen herum, damit ich mir von deren Größe eine Vorstellung machen konnte.

»Und wo steht sie jetzt?«
»Im Keller.«
»Den gibt es auch noch?«
»Ja, er ist nicht groß, aber feucht.«
»Was geschah anschließend?«
»Gordon ist wieder verschwunden. Er warnte mich noch, die Kiste nicht zu öffnen, weil sich dort etwas sehr Schlimmes befinden mußte. Eine schlimme Sache, über die man heute noch nicht sprechen dürfe, weil die Menschheit dafür angeblich noch nicht reif ist.«
»Wann genau war das?«
»Vor ungefähr zwei Wochen.«
»Schön.« Ich stand auf und bemerkte den erstaunten Blick der Frau.
»Was haben Sie vor, Mr. Sinclair?«
»Mir die Kiste ansehen, was sonst?«
Auch Hester erhob sich. Aber wesentlich hektischer als ich. »Das dürfen Sie auf keinen Fall, Mr. Sinclair. Gordon hat es verboten. Das Öffnen dieser Kiste ist mit einer Lebensgefahr verbunden…«
»Sicher. Nichts im Leben ist ohne Risiko. Das brauchen Sie mir nicht zu sagen. Ich will trotzdem nachschauen. Manchmal muß man den direkten Weg gehen, um sein Ziel zu erreichen. Sagen Sie mir nur, wo es zum Keller geht.«
»Muß ich denn mit?«
»Sie brauchen nicht. Es ist sowieso besser, wenn jemand hier oben bleibt und einen Blick aus dem Fenster wirft. Sie wissen, daß irgendwo da draußen jemand auf uns lauert. Ich habe die Nase von brennenden Pfeilen voll und auch von irgendwelchen Personen, die auf einem fliegenden Surfbrett oder Teppich hocken…«
»Wie?«
Ich winkte ab. »Lassen wir das. Vielleicht werden Sie später noch schlauer, Hester.«
»Das will ich gar nicht. Ich wollte nur, daß Sie sich um den Fall kümmern, Mr. Sinclair.«
»Sagen Sie mal, wie sind Sie überhaupt auf mich gekommen? Normalerweise bin ich ziemlich unbekannt.«
»Das stimmt wohl, aber jemand muß einmal Ihren Namen erwähnt haben.«
Ich sah ihr an, daß sie log. »Bitte, Mrs. Shapiro, so nicht! Wer hat Ihnen von mir erzählt.«
»Also gut.« Sie nickte. »Es war mein Mann, der Ihren Namen erwähnte. Er kannte Sie wohl.«
»Und woher?«
Jetzt hob sie die Schultern, und diesmal glaubte ich ihr diese stumme Antwort auch.
Bevor wir in den Keller gingen, wollte ich noch nach draußen

schauen. Ich blieb an der gleichen Stelle stehen und schob mit einer Hand die lange Gardine zur Seite.

Mein Blick fiel nach draußen.

Dunkelheit, dazwischen der Nebel, der träge um die Bäume wallte und mit seinem unteren Ende am Boden festzuhängen schien.

Aber es gab auch helle Flecken.

Genau zwei.

Und die sah ich über den Bäumen.

Die Schatten konnte ich nicht erkennen, nur eben die kleinen zuckenden Flammenzungen, die sich plötzlich lösten, heranrasten und ein Ziel anvisierten.

Ich zuckte unwillkürlich zurück, weil ich damit rechnete, daß man mich am Fenster entdeckt hatte.

Das stimmte nicht, denn die beiden heranfliegenden Pfeile schlugen einen Bogen und jagten der Erde zu.

Was sollten sie dort treffen?

Im nächsten Moment sah ich es und war nicht gerade davon begeistert, denn die Pfeile steckten plötzlich in zwei Reifen des Bentley…

***

Es war Einbildung, aber ich glaubte, das Zischen der Luft zu hören, die aus den Reifen entwich. Hart umklammerte ich mit der rechten Hand den Gardinenstoff und konnte zusehen, wie der Wagen zur linken Seite hin absackte.

Nichts ging mehr.

Man hatte unsere einzige Möglichkeit, hier schnell wegzukommen, ausgeschaltet.

Okay, ich fand mich damit ab und schaute dorthin, wo ich die Pfeile hatte aufflammen sehen.

Da war nichts mehr. Die Finsternis schluckte alles und die Nebelfetzen sorgten dafür, daß sie noch schwerer zu durchdringen war.

Hester war so nahe an mich herangetreten, daß ich ihren warmen Atem in meinem Nacken spürte.

»Was ist passiert?« fragte sie mit zitternder Stimme. »Ich sah etwas Glühendes durch die Luft…«

»Schauen Sie zum Wagen.«

Sie sah hin und erkannte auch die schräge Haltung des Silbergrauen, aber sie begriff noch nicht. Ich erklärte ihr schließlich, was passiert war.

»Nein.« Sie ging einen Schritt zurück. »Das ist ja schrecklich. Dann kommen wir nicht mehr hier weg.«

»Vorausgesetzt, daß wir nicht mit Ihrem Wagen fahren.«

»Wenn Sie Mechaniker sind, können Sie versuchen, ihn zu reparieren.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das hat keinen Sinn. Ich verstehe von Autos nicht viel. Ich weiß nur, daß sie vier Räder haben, in die man besser nicht reinbeißen sollte.«

»Das ist noch weniger als ich.« Sie wechselte das Thema. »Was sollen wir denn jetzt tun?«

»Hatten wir nicht vorgehabt, uns die Kiste anzusehen?«

»Stimmt.«

»Aber zuvor werde ich noch etwas tun. Wo steht hier das Telefon?« Ich schaute mich um.

»Warten Sie.« Hester verschwand in dem großen dunklen Raum.

Sie passierte den Kamin, ich folgte ihr, und wir blieben neben einer Tür stehen. Auf einem Wandregal stand der Apparat.

Wen sollte ich anrufen? Suko würde ich nicht erreichen. Sir James wollte ich auch nicht unbedingt anrufen, so blieb mir eigentlich nur jemand, der gar nicht mal so weit von diesem Ort entfernt wohnte, denn die Conollys hatten ihr Haus im Londoner Süden gebaut, und um diese Zeit, es war erst kurz nach 22.00 Uhr, würde der gute Bill sicherlich noch auf den Beinen sein. Er sollte einige Nachforschungen anstellen, was diesen Gordon Shapiro anging. Der gute Bill – er war freier Reporter –, gehörte zu den Leuten, die Gott und die Welt kannten.

Um seine Nummer zu wählen, brauchte ich kein Licht. Ich ließ einige Male durchläuten, bis einer abhob und sich mit einer ziemlich knurrigen Stimme meldete.

»Conolly.«

»Ich bin’s, John.«

Bill schnaufte. »So gut wie nie rufst du an, und wenn, dann liege ich gerade im Bett…«

»Okay, Alter, dafür entschuldige ich mich später. Ich hänge hier in einer etwas komischen Lage, die sich allmählich zuspitzt.«

»Soll ich dich raushauen?«

»Nein, noch nicht. Ich will von dir etwas anderes. Es geht um einen gewissen Gordon Shapiro. Sieh mal zu, ob du innerhalb kürzester Zeit Material über ihn findest. Wenn ja, ruf mich zurück. Die Nummer ist…« Ich wollte Mrs. Shapiro gerade danach fragen, dazu aber kam es nicht mehr, denn plötzlich war die Leitung tot.

Man soll zwar in Anwesenheit einer Dame nicht fluchen, diesen Vorsatz aber vergaß ich in Anbetracht der Lage, denn ein defektes Telefon kann einen schon auf die Palme bringen, besonders dann, wenn man ein wichtiges Gespräch führen will.

Ich machte es wie die Leute im Kino, schlug einige Male auf die Gabel, ohne einen Erfolg zu erreichen.

Die Leitung war und blieb tot.

Ich legte wieder auf und drehte mich um. Mrs. Shapiro schaute mich fragend und wissend an. Sie deutete auf den Apparat. »Die Leitung ist tot, nicht wahr?«

»Ja. Kommt das hier öfter vor?«

»Nein. Wir haben das wirklich noch nicht erlebt. Bisher ging alles glatt.«

»Dann muß jemand daran gedreht haben, und zwar von außen!«

»Wer denn?«

»Wenn ich das wüßte. Aber ich traue unseren Pfeilschießern mittlerweile alles zu.«

Hester überlegte. »Dann müßten diese Typen ja von draußen eingegriffen haben.«

»Was hindert sie daran?«

»Da haben Sie recht.«

Mir gefiel dieser Aufenthalt immer weniger. Allmählich bekam ich das Gefühl, in einer Falle zu sitzen, wobei unsere Gegner mit allen Mitteln versuchten, uns im Haus festzuhalten. Mit kleinen, relativ harmlosen Attacken hatte es begonnen, aber ich wußte, daß sich so etwas steigern würde, und dann waren wir gezwungen, uns hart zu verteidigen.

Womit?

Okay, ich besaß meine Beretta, auch ein Ersatzmagazin, das Kreuz ebenfalls, aber einige Dinge, wie der Bumerang und die magische Kreide, lagen im Wagen.

Und dort wollte ich ran!

»Worüber denken Sie nach, Mr. Sinclair?« fragte Hester ängstlich.

»Über einen Ausbruch.«

»Ohne Wagen?«

»Nur einen kleinen.« Ich zog sie vom Fenster zurück und drückte sie in einen Korbsessel, der als Schaukelstuhl gefertigt war und nicht weit vom Kamin entfernt stand. Meine Erklärung war kurz. Sie umfaßte nur wenige Sätze, aber ich sah genau, daß Hester Furcht bekam.

»Sie begeben sich in Lebensgefahr!«

»Das ist mir klar. Nur brauche ich die Waffen dringend. Ich will Ihnen nichts vormachen, Hester. Wahrscheinlich, nein, sogar bestimmt, befinden wir uns in einer höchst bescheidenen Lage. Man wird uns belagern. Wann wir dieses Haus verlassen können, ist fraglich. Vielleicht noch in der Nacht, möglicherweise erst am Tag. Es kommt da auf einige Faktoren an. Deshalb müssen wir wachsam sein und uns auch zu wehren wissen. Das kann ich mit den Waffen, die sich noch im Kofferraum befinden.«

»Und wenn man Sie erwischt, bin ich allein.«

»Daran denke ich eben nicht.«

Hester Shapiro sah ein, daß Widerspruch keinen Sinn hatte. Sie nickte und legte die Hände in den Schoß. Den Mantel hatte sie inzwischen ausgezogen. Jetzt trug sie einen dünnen blauen Pullover und einen dunklen Rock. Irgendwie wirkte sie in dieser Kleidung noch trauriger.

Ich strich über ihr Haar. »Kopf hoch, wir beide werden es schon schaffen.«

»Wenn Sie meinen.«

»Bleiben Sie im Sessel sitzen und rühren Sie sich nicht von der Stelle. Alles anderes erledige ich.«

»Okay, verstanden.«

Ich ließ sie allein und ging zur Tür. Durch die Küche mußte ich und warf auch einen Blick durch das Fenster. Es führte zur Rückseite hinaus. Schweigend lag der verwilderte Garten, eingehüllt in die Finsternis und durchwoben von grauen Dunstschleiern. Eine Bewegung erkannte ich nicht. Und wenn, dann waren es die langen Zweige, durch die der Wind strich. Blätter raschelten.

Ich trat in den schmalen Flur. Bis zur Haustür waren es nur wenige Schritte. Rasch überbrückte ich die Entfernung, sah erst den innen angebrachten, aber zurückgeschobenen Riegel und legte meine Hand auf die kühle Metallklinke.

Vorsichtig drückte ich sie nach unten. Ich wollte die Tür nur so weit öffnen, daß ich gerade hindurchschlüpfen konnte. Danach mußte alles verdammt schnell gehen. Die Wagenschlüssel hielt ich in der linken Hand, damit ich so rasch wie möglich an das Schloß des Kofferraums herankam.

Der Nebel war dichter geworden. Als ich die Tür öffnete, drangen zusammen mit der kühleren Luft die ersten Schwaden durch den Spalt. Das konnte für mich auch von Vorteil sein, dann war ich ebenfalls nicht mehr so gut zu sehen, falls die anderen Augen wie Menschen besaßen.

Ich duckte mich, bevor ich das Haus verließ. Mein Herz klopfte schon jetzt schneller. Zum Glück befand sich kein hölzerner Stepwalk vor dem Haus, so daß ich auf weichen Boden treten konnte.

Nur ein paar Schritte entfernt stand der Bentley. Eine wirklich lächerliche Distanz, die ich schnell überwand, so daß ich auch, ohne beschossen zu werden, an den Kofferraum gelangte.

In der Hocke blieb ich. Der Wagen hatte sich tatsächlich auf die linke Seite gelegt. Auch er wurde von Dunsttüchern umflort. Auf seinem Lack glänzte die Feuchtigkeit. An einigen Stellen hatte sie sich zu Tropfen zusammengeballt.

Nicht ein Laut drang an meine Ohren. Der nahe Wald lag in einem gespenstisch anmutenden Schweigen. Nur das leise Schaben hörte ich, als der flache Schlüssel in das Schloß fuhr. Ich drehte ihn herum, und

mit dem sich lautlosen Heben des Kofferraums kam auch ich hoch.

Die Lampe leuchtete den ganzen Kofferraum aus. Ich sah meinen dunklen Einsatzkoffer, packte den Griff, zog ihn hoch und wollte die Haube wieder schließen, als ich sicherheitshalber noch einen Blick auf den Waldrand warf.

Nicht im Wald sah ich das Feuer, sondern dicht über den Bäumen. Aber nicht allein die Pfeile flogen heran, jetzt kamen die unheimlichen Wesen selbst.

Und sie waren zu dritt!

***

Im Sessel hatte sie sitzenbleiben sollen, aber das wollte Hester Shapiro nicht. Sie besaß nicht die innerliche Ruhe und mußte sich einfach bewegen, bevor sie noch durchdrehte.

Selbst das Knarren des Korbgeflechts regte sie auf, als sie sich in die Höhe stemmte. John Sinclair mußte bereits an der Haustür sein und somit die Küche durchquert haben. Dennoch ging sie sehr vorsichtig, um nicht von ihm gehört zu werden.

Auf Zehenspitzen bewegte sie sich und schreckte jedesmal zusammen, wenn eine Bohle knarrte. Dieser Fußboden mochte zwar gemütlich wirken, aber als Schleichpfad war er ungeeignet.

An der Tür blieb sie stehen, peilte in die Küche und sah sie menschenleer. Auch von der Haustür vernahm sie kein Geräusch, deshalb kehrte sie wieder um, trat an die Bar und griff nach einer Whiskyflasche. Sie goß etwas in das Glas und trank den Doppelten.

Besser ging es ihr auch nicht, im Gegenteil, der Alkohol zeigte bereits Wirkung, denn die Bewegungen kamen ihr träger vor. Der erste Whisky war wohl zuviel gewesen.

Mein Gott, dachte sie. Auf was habe ich mich da nur eingelassen?

Hester schlug die Hände gegen ihr Gesicht und schüttelte den Kopf.

Das war furchtbar. Dabei hatte sie ihren Mann immer vor gewissen Dingen gewarnt, aber er hatte nicht hören wollen und mußte eben mit dem Kopf durch die Wand. Zum Glück war ihr dieser Sinclair eingefallen. Wenn er die ganze Wahrheit gewußt hätte, nicht auszudenken. Unter Umständen hätte er sie sogar festgenommen.

Er gehörte zu den Männern, die irgendwie Vertrauen schufen, das hatte auch Hester festgestellt. Sie wollte nicht, daß ihm etwas passierte. Er war mutig, vielleicht sogar zu mutig, denn die Gegner, mit denen sie es zu tun hatten, kannten kein Pardon. Sie hätte ihn vielleicht nicht herlocken sollen, aber sie hatte keine andere Möglichkeit gesehen, ihren Mann zu retten.

Hester Shapiro befand sich allein im Haus. Aber es war nie ruhig in dem alten Gebäude. Irgend etwas bewegte sich immer. Ob es nun ein altes Bodenbrett war, ein zur Rückseite hin liegender Fensterladen

oder ein außen vorstehender Gegenstand, der vom Wind erfaßt und bewegt wurde. Das Haus lebte, es atmete, es hatte ihr aber bis zu dieser Minute nie Furcht eingeflößt oder zumindest in der letzten Zeit.

Und jetzt hatte sie Hilfe geholt.

Dieser Gedanke trieb sie wieder voran. Sie brachte das Herzjagen unter Kontrolle und wollte nachschauen, wie es dem Geister Jäger erging.

Auf leisen Sohlen bewegte sich die Frau zum Fenster. Dicht vor der Scheibe blieb sie stehen. Die Gardine nahm ihr einen großen Teil der Sicht, deshalb schob sie den dünnen Stoff vorsichtig zur Seite, um nach draußen peilen zu können.

Der Nebel hatte sich verdichtet. Die Wolken waren wallender geworden. Sie trieben gegen das Haus, nur schwach erkannte sie den Wagen und sah plötzlich den hellen Ausschnitt am Heck des Silbergrauen. Das Licht fiel aus dem geöffneten Kofferraum, und Hester sah auch die Umrisse des hockenden Geisterjägers.

Aber sie kam nicht dazu, sich auf Sinclair zu konzentrieren, denn im Haus und dicht in ihrer Nähe vernahm sie ein polterndes Geräusch. Es war über ihr aufgeklungen, wanderte aber weiter und befand sich plötzlich in einer Höhe.

Hester fuhr herum.

Sie wollte es nicht wahrhaben, aber es war eine Tatsache. Zuerst sah sie den Staub. Er quoll durch den Kamin bis auf die Feuerstelle, vermischte sich mit einem schwarzen fettigen Ruß, der sich wolkenartig ausbreitete und trotzdem die unheimliche Gestalt nicht verdecken konnte, die den Weg durch den Kamin genommen hatte.

Es war ein Mann.

Eine flache Silbermaske bedeckte sein Gesicht, so daß von den eigentlichen Zügen nichts zu sehen war.

Das war auch nicht nötig.

Hesters Blick saugte sich an etwas anderem fest. Es war ein gespannter Bogen, und auf der Sehne lag ein Feuerpfeil, dessen Flammenspitze direkt auf sie zeigte…

***

Auch Bill Conolly hatte den Hörer sehr nachdenklich aufgelegt und ging zurück in das Schlafzimmer. Dort befand sich auch ein Apparat, den aber hatte Bill auf Betreiben seiner Frau Sheila abgestellt, weil sie nicht mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen werden wollte.

Er ging durch den Flur und hielt den Kopf gesenkt. Viel hatte John nicht sagen können, sie waren plötzlich unterbrochen worden, aber wo lag da der Grund?

Das fragte sich Bill und schüttelte den Kopf. Irgend etwas mußte dazwischen gekommen sein, und das war nicht normal gewesen,

davon ging der Reporter aus.

Im Schlafzimmer angekommen, ging er nicht bis zum Bett, sondern blieb, an den Türrahmen gelehnt, stehen.

Das machte seine Frau mißtrauisch. Sie richtete sich auf, strich die Haare aus dem verschlafen wirkenden Gesicht und fragte mit müder Stimme: »Was war denn los? Wer hat angerufen?«

»John Sinclair!«

Plötzlich war Sheila Conollys Müdigkeit wie weggewischt. Sie schüttelte den Kopf, so daß die blonden Haare flogen, das Gesicht nahm Farbe an, und die Augen blitzten. »John hat angerufen? Dann steckt er doch sicherlich in Schwierigkeiten…«

»Das kann sein.«

»Haust du ihn raus?«

»Wenn ich es schaffe.«

Dieser eine Satz hatte Sheila regelrecht alarmiert. Sie schleuderte die Decke zur Seite und schwang sich aus dem Bett. Sheila trug nur mehr einen Hauch von Nighty, zudem war der Stoff durchsichtig, und bis auf einen sehr schmalen Slip hatte sie nichts darunter.

Vor Bill blieb sie stehen. »Sag mal, was soll das denn heißen? Du hast in Rätseln geredet…«

»Laß uns ins Wohnzimmer gehen.«

Beide streiften sich die Morgenmäntel über. Sheila einen roten, der von Bill war silbergrau. Bevor sie Platz nahmen, mixte der Reporter zwei Drinks. Seiner war noch stärker als Sheilas.

»Es war so«, erklärte Bill mit einem Blick zur Tür, wo Nadine, die Wölfin mit der Seele eines Menschen, erschienen war. »Er rief mich an, sagte Sätze, dann war die Verbindung unterbrochen.«

»Einfach so?«

»Ja.«

Sheila trank einen Schluck. »Verstehe ich nicht. Konntest du denn nicht zurückrufen?«

Bill fuhr mit fünf Fingern durch sein braunes Haar. »Nein, ich wußte ja nicht, von wo aus mich John angerufen hat. Das ist vielleicht ein Mist.«

»Und sonst hast du keine Spur?«

»Doch, einen Namen: Shapiro. Gordon Shapiro. Ich sollte innerhalb kürzester Zeit Material über ihn besorgen.«

»Was heißt das?«

»Bis vorgestern«, sagte Bill. »Du kennst doch John. Der hat es immer eilig.«

»Das weiß ich. Schaffst du es denn?«

Bill, der bisher gestanden hatte, ließ sich in einen Sessel fallen, neben den sich auch Nadine kauerte, denn sie wollte von dem Reporter gestreichelt werden. Während Bill seine Rechte in dem Fell vergrub,

sagte er den Namen ein paarmal vor sich hin, aber er konnte sich nicht erinnern, ihn jemals gehört zu haben.

Sheila erging es ebenso. Sosehr sie auch nachdachte, zu einem Resultat kam sie nicht.

»Was tun wir jetzt?«

Bill hatte bereits das Telefon auf den Knien. »Ich rufe bei der Zeitung an. Da gibt es Leute, die alles sammeln und archivieren. Mal sehen, vielleicht finden wir so eine Spur.«

»Gute Idee.«

Der Reporter wählte die Nummer des größten englischen Blattes.

Man kannte ihn dort und verband ihn mit einem gewissen Tim Bender, dem Ressortchef für alles Außergewöhnliche. Bender sorgte für die Berichte aus aller Welt.

»Hast aber Glück, daß ich noch hier bin, alter Junge.«

»Ich weiß doch, daß du Idealist bist und nicht wegen des schnöden Mammons arbeitest.«

Bender lachte. »Hast du wieder eine heiße Story auf Lager. Die letzte, als du…«

»Nein, Tim!« unterbrach Bill den redegewandten Mann schnell.

»Diesmal möchte ich etwas von dir haben.«

»Ach.«

»Ja. Hör zu, ein Name. Gordon Shapiro. Schau mal nach, ob ihr etwas über ihn habt.«

»Was soll der denn gewesen sein? Politiker, Verbrecher, Abenteurer…?«

»Keine Ahnung.«

Bender stöhnte. »Man, gerade jetzt, wo ich mir in meinem Pub schon telefonisch etwas zu essen bestellt habe…«

»Wenn du mir einen Gefallen tust, lade ich dich zum Essen ein. Das Lokal kannst du dir aussuchen.«

»Einverstanden. Ich rufe zurück.«

Bill hatte genau den richtigen Knopf gedrückt, denn er wußte, wie gern Tim Bender aß. Für ein opulentes Mahl ließ dieser Zeitungsmensch alles stehen.

Das Telefon blieb auf Bills Beinen. Er griff zum Glas und nahm einen Schluck. »Jetzt können wir nur hoffen, daß Gordon Shapiro, wie auch immer, einen gewissen Namen hat.«

»Und dann?«

»Werden wir ihm auf die Füße treten.«

»Von Suko hat John nichts erwähnt, oder?«

»Nein, überhaupt nichts. Aber deine Idee ist gut. Ich werde ihn eben anrufen. Das andere dauert noch.«

Leider hob keiner ab. Suko und Shao waren nicht zu Hause.

»Mist!«

»Vielleicht steckt John mit ihnen zusammen in dieser Lage«, vermutete Sheila.

»Wer kann das wissen? Jedenfalls hat er nichts darüber gesagt.«

Bill wiegelte ab. »Der hat sicherlich einen Alleingang gemacht. Wäre nicht das erste Mal.«

Die Minuten dehnten sich. Sheila und Bill schauten immer häufiger auf die Uhr. Im Haus war es ruhig. Johnny schlief, und auch die Wölfin hatte sich zusammengekauert. Sie wurde aber sofort wach, als das Telefon anschlug.

Fast wäre Bill der Hörer noch aus der Hand gerutscht, so hastig hatte er ihn hochgehoben. »Ja?«

»Ich bin's wieder.«

»Und? Habt ihr was?«

»Wenn wir nichts haben, wer dann?« lobte Tim sich zunächst einmal selbst.

»Ein gewisser Gordon Shapiro ist uns sehr wohl bekannt. Aber er fiel nicht unangenehm auf.«

»Wie denn?«

»Durch seine Penetranz. Er hat sich mal an unsere Zeitung gewendet, um einen Bericht zu verkaufen. Er wollte von einem wiederentdeckten Volk berichten, das er in Südfrankreich gefunden hat. Wir haben den Bericht nicht gebracht, obwohl wir ihn erst ankaufen wollten. Es war zu sehr Wischiwaschi. Nichts Konkretes, weißt du. Sogar eine Überschrift hatte er schon gefunden. Das Phantom-Kommando. Hört sich richtig reißerisch an. Kann ja was für dich sein. Wenn an der Story etwas dran ist, Bill, und du dich dranhängst, ist die Sache schon im Kasten. Aber Shapiro? Wer kennt den schon?«

»Manchmal sollte auch eine als konservativ eingestufte Zeitung mal über ihren eigenen Schatten springen«, erwiderte Bill nicht ohne Vorwurf in der Stimme. »Sag mir noch eines, Tim. Weißt du zufällig, wo ich den Knaben finden kann?«

»Nein, nicht genau. Aber er muß in der Nähe von London wohnen. An der Stadtgrenze oder etwas außerhalb.«

»Einen besseren Hinweis hast du nicht?«

»Nein.«

»Ich danke dir.«

»Okay, Bill, und vergiß nicht das Essen.«

»Nein, nein, keine Sorge.« Bill hängte ein und erklärte Sheila, was er gehört hatte.

»Die Adresse kriegen wir über Scotland Yard raus«, sagte die blonde Frau. Auch in ihr war so etwas wie Jagdeifer erwacht. Und das kam bei Sheila selten vor.

Bill wählte bereits. Die meisten Beamten, mit denen auch sein Freund John Sinclair zusammenarbeitete, kannten ihn. Dennoch war man dort

mißtrauisch und wollte zurückrufen.
»Aber schnell«, sagte der Reporter.
»Versteh sie«, meinte Sheila. »Da kann ja eigentlich jeder kommen und irgend etwas behaupten…«
»Klar, ich sage ja auch nichts.«
Nicht mal eine Minute später stand die Verbindung, und Bill legte seinen Wunsch offen.
»Das ist schwer. Es gibt ziemlich viele Shapiros in London.«
»Weiß ich selbst. Der Shapiro, den ich meine, hat einen außergewöhnlichen Beruf. Vielleicht steht er dabei…«
»Was denn?«
»Forscher oder Abenteurer.«
»Mann, Conolly, wenn Sie ja nicht Sinclairs Blutsbruder wären, würde, ich durch die Leitung kommen. So aber lassen wir unsere Maschinchen laufen. Warten Sie.«
»Ja.«
Sheila sah, daß ihr Mann schwitzte. »Was hat es gegeben?«
»Sie werden nachforschen.«
»Das hätten wir ja auch machen können.«
»Bei uns hätte es zu lange gedauert. Die haben doch Lesegeräte, die die dicken Telefonbücher durchgehen. Bei uns hätte das viel zu lange gedauert.«
Sheila stand auf und holte einen Block nebst Kugelschreiber. Bill legte sich die Sachen auf den Tisch. Den Apparat stellte er daneben.
Und wieder begann das Warten. Zum Glück nicht sehr lange, denn die Polizei arbeitete schnell.
»So, dann schreiben Sie mal auf. Wir haben alle weiblichen Shapiros gestrichen.«
»Er heißt ja Gordon.«
»Sicher, davon gibt es auch einige.«
Bill schrieb mit. Er achtete besonders auf die Adressen und ließ die Namen derjenigen weg, die in der City of London wohnten.
Zum Schluß blieben vier übrig.
»Alles okay?« fragte der Mann beim Yard.
»Das hoffe ich. Wann habt ihr denn mal wieder ein kleines Abteilungsfest.«
»In der nächsten Woche.«
»Ich steuere eine Kiste Whisky dazu bei.«
»Das ist ein Wort.«
Bill stieß den Atem aus, als er sich zurücklehnte. »Wir haben es geschafft«, sagte er. »Vier Namen sind übriggeblieben.«
»Und die Anschriften?« fragte Sheila.
»Sind so ziemlich verteilt.«
»Wie willst du denn herausfinden, wer unser Shapiro ist.«

»Bei dem der Ruf nicht durchkommt.« Bill grinste seine Frau an, die sich gegen die Stirn schlug.

»Klar, das hätte ich mir denken können. Manchmal sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht.«

»Wie recht du hast.«

Bill tippte die erste Nummer ein. Eine Frau meldete sich, fragte sofort, ob ihr Mann dran wäre, und Bill entschuldigte sich wegen der Störung. Der zweite Versuch.

Sheila hatte sich aufgestellt. Ihr Glas war leer. Sie hielt es trotzdem fest und schaute zu, wie ihr Mann mit der Fingerspitze die Zahlen eindrückte. Den Hörer hatte er zwischen Kinn und Schulter festgeklemmt. Sein Gesicht zeigte einen gespannten Ausdruck.

»Nichts!« flüsterte er. »Gar nichts, tote Leitung, keine Verbindung, Sheila.«

»Versuch es noch einmal, damit du auch ganz sicher bist.«

Das tat Bill.

Abermals erzielte er das gleiche Ergebnis und sagte, als er den Hörer auflegte. »Das ist der richtige, Sheila!«

»Meine ich auch.« Sie drehte sich um und rannte hinaus.

»Wo willst du hin?« rief Bill.

»Mich umziehen. Glaubst du denn, ich lasse dich allein fahren.«

Bill verdrehte die Augen und folgte seiner Frau ins Schlafzimmer, wo sie bereits in die Jeans schlüpfte. »Und Johnny?« fragte der Reporter. »Wir lassen ihn allein…«

»Nein, Nadine wird auf ihn aufpassen.«

»Wie du willst.«

Die Conollys hatten ihr Haus durch Dämonenbanner absichern lassen. Zudem blieb die Wölfin stets bei ihrem Sohn, wenn sie beide unterwegs waren. Zusammen war es eine relativ gute Sicherheit.

Sheila war schneller fertig als ihr Mann. So etwas kam auch nicht oft vor.

Zuletzt steckte Bill noch seine Pistole ein. Das Magazin war mit geweihten Silberkugeln gefüllt. Sollte sich ihnen ein dämonisches Wesen der niederen Stufe in den Weg stellen, reichte ein geweihtes Silbergeschoß.

Sheila fuhr schon den Porsche aus der Garage, während Bill die Haustür abschloß. Das Tor unten am Garten konnte vom Wagen aus durch Funk bedient werden.

Der rote Flitzer war ein Auto der Superklasse. Ein 928er S, der von 0 auf 100 nur 6,5 Sekunden benötigte.

Sheila war auf den Beifahrersitz gerutscht. Sie überließ ihrem Mann das Lenkrad.

»Auf geht's«, sagte der Reporter und jagte den Weg hinunter, daß der Kies unter den breiten Reifen wegspritzte…

***

Sie waren zu dritt, und sie kamen aus dieser verdammten Nebelwand über dem Wald.

Dabei boten sie ein unheimliches Bild. Nur das zuckende Feuer auf den Pfeilspitzen war zu sehen, die Gestalten selbst verschwammen hinter den grauen Nebelschleiern, als hätte jemand einen Vorhang zugezogen.

Erschreckend war auch die Lautlosigkeit, mit der sie sich näherten, und ich fragte mich, wie ich sie stoppen konnte.

Es gab zwei Chancen für mich.

Entweder blieb ich draußen und stellte mich, oder aber ich warf mich zurück in das Haus und feuerte von dort. Das wäre nicht gut gewesen, denn sie hätten auch durch die Fenster geschossen und irgend etwas in Brand setzen können.

Also blieb ich.

Aber ich wechselte die Stellung. Geduckt hastete ich hinter die rechte Wagenseite und fand eine neue Deckung am Kotflügel, hinter dem ich hervorschielte.

Sie waren sehr schnell, aber noch schneller war die erste von mir abgeschossene Kugel.

In den Nebel hinein hatte ich gezielt und mir den flackernden Feuerpunkt als Ziel ausgesucht.

Die Kugel putzte die Gestalt weg. Auch der Teppich oder das fliegende Surfbrett geriet ins Taumeln, jedenfalls kippte es dem Boden entgegen, wie auch die beiden abgeschossenen Pfeile, die sehr schnell heranrasten.

Der erste wischte an meiner Nasenspitze vorbei und hieb in den weichen Boden. Ich hatte mich zurückgeworfen und sah den zweiten Angreifer bis dicht vor die Hauswand fliegen, wo er abstoppte, sich drehte und erneut anlegte.

Von vorn zielte er auf mich.

Ich war schneller.

Kniend und mit verzerrtem Gesicht schaute ich zu. Meine Kugel war parallel zur Hauswand gejagt und traf den zweiten Angreifer voll in den Körper.

Auch er wurde von seinem Teppich gestoßen, prallte noch gegen die Wand und rutschte an ihr zu Boden.

Ich sprang jetzt hoch, wechselte wieder die Stellung, warf mich neben der Tür gegen die Hauswand, drehte und blieb mit angeschlagener Waffe in Combat-Haltung stehen.

Keine Spur mehr von einem dritten Gegner. Sie waren lautlos wie Schatten erschienen, zweimal hatte ich die Stille durch Schüsse unterbrochen, und ebenso lautlos hatten sie sich wieder zurückgezogen.

Sekunden verstrichen. Nur meinen eigenen Atem hörte ich. Langsam sanken die Arme nach unten. Mit dieser Bewegung ließ auch die Spannung nach, die mich bis jetzt umklammert gehalten hatte.

Das war gerade noch mal gut gegangen, aber schlauer war ich trotzdem nicht geworden. Noch immer kannte ich kein Motiv für diese gefährlichen heimtückischen Attacken irgendwelcher dämonischer Wesen.

In der Eile hatte ich meinen Koffer vergessen. Er lag noch im Wagen. Aufmerksam ging ich den gleichen Weg zurück, und diesmal hinderte mich keiner daran, den Koffer zu öffnen und das zu entnehmen, was ich benötigte.

Das war der silberne Bumerang, und auch etwas von der magischen Kreide steckte ich mir ein.

Jetzt hätte ich eigentlich zurück ins Haus gehen können, verzichtete aber darauf, weil ich mir die Gestalten, die ich vernichtet hatte, anschauen wollte.

Einer mußte dicht an der Hauswand liegen. Ich ging hin und wurde selbst zu einer unheimlichen, von Nebelschwaden umwaberten Gestalt, die einsam durch die Nacht schlich.

Den Körper sah ich schon vorher. Er lag auf dem Rücken. Dort, wo sich sein Kopf befand, glänzte etwas metallisch. Es mußte diese Silbermaske sein, die ich der Gestalt vom Gesicht reißen wollte, was aber nicht ging, denn das Metall war heiß und schmolz.

Deshalb konnte das Schreckliche auch geschehen. Das flüssige Silber rann in die Haut. Es durchdrang die Poren, suchte und fand seine Bahn, drang in Nasenlöcher, den Mund, die Augenhöhlen und verteilte sich so im Inneren des Kopfes, denn auch die Haut wurde verbrannt.

Oder war es keine Haut.

Ich faßte den Toten an.

Nein, der Körper fühlte sich hart an. Gleichzeitig auch glatt, als hätte jemand das Material geschliffen. Kopfschüttelnd begab ich mich an die weiteren Untersuchungen. Die Person sah aus wie ein Mensch, obwohl ich es mit keinem Menschen zu tun hatte, sondern mit einem dämonisch beeinflußten Wesen. Der Tote trug eine Art Badehose, und ich tastete seine Waden ab, die ebenfalls hart wie Holz waren.

Dann schaute ich mir den »Teppich« an.

Nun ja, es war nicht direkt ein fliegender Teppich, sondern ein breites Brett, das aus einem dünnen Material bestand und mich an Schiefer erinnerte.

Das Wort *erinnerte* war gut gewählt, denn von dem Original-Material blieb nicht mehr viel zurück, denn der komische fliegende Teppich verging ebenfalls, nachdem die Verbindung mit seinem Herrn nicht mehr stand.

Das zweite Wesen mußte irgendwo am Waldrand liegen. Dort ging

ich hin und fand es auch.

Sein Gesicht war ein silberner Klumpen ohne Augen, Nase oder Mund.

Im Licht meiner kleinen Lampe schimmerte er an manchen Stellen wie frisch poliert.

Rätsel über Rätsel hatte man mir aufgegeben. Und wer trug die Schuld daran? Nur diese Frau, die mir in der Tiefgarage aufgelauert hatte. Sie und ihr Mann waren in dieser Rechnung die beiden unbekannten Größen. Ich wollte einfach nicht mehr glauben, daß Hester Shapiro so unwissend war. Sonst hätte man sie nicht so hart attackiert.

Bisher hatte ich Rücksicht genommen. Es war ihr auch gelungen, einen sehr schüchternen und ängstlichen Eindruck zu machen. Nun mußte ich zu anderen Mitteln greifen.

Ich warf einen Blick zum Haus.

Vor der hellen Fassade zogen die grauen Nebelbänke ihre trägen Bahnen und gaben dem weiß angestrichenen Gebäude ein unheimliches Aussehen. Auch die Fenster verschwammen hinter der hellen Suppe, so daß ich nicht einmal sehen würde, daß sich hinter der Scheibe jemand bewegte.

Nur gut, daß sich Hester an meine Anweisungen gehalten hatte, und so ging ich einigermaßen beruhigt auf den Hauseingang zu.

Diesmal legte ich auch den Riegel vor die Tür. Ich rechnete mit weiteren Angriffen. Da waren wir im Innern geschützter als draußen.

Über die Steintreppe erreichte ich die Küche und wollte die Tür zum Wohnraum völlig öffnen, als mir etwas entgegengeweht wurde. Der Geruch von kalter Asche, von Rauch und Ruß.

Das war vorhin nicht so gewesen.

Blitzschnell zog ich die Waffe und blieb vor der halb offenen Tür stehen. Ich hatte bereits den rechten Fuß gehoben, um zuzutreten, als ich Hesters Stimme vernahm. Sie klang verdammt gepreßt und auch irgendwie anders.

»Kommen Sie ruhig, Mr. Sinclair!«

»Was ist passiert?«

Ich bekam keine direkte Antwort. Dafür hörte ich den nächsten schrill klingenden Satz, der mir einen kalten Schauer über den Rücken trieb. »Kommen Sie, sonst killt er mich!«

***

Genau diese Worte hatten den Ausschlag gegeben. Ich blieb vorsichtig und trat die Tür ganz auf.

Sie flog nach innen, ich huschte geduckt über die Schwelle und erkannte die Bescherung. Ob sich Hester an meine Anweisungen gehalten hatte oder nicht, war jetzt egal. Jedenfalls hatte es eine der

Silbermasken geschafft, die Frau in seine Gewalt zu bekommen.

Das Wesen berührte die Frau nicht einmal. Es stand nur da und zielte auf Hester. Dabei stand die Spitze des Pfeils in Flammen, nur breitete sich das Feuer seltsamerweise nicht aus, es blieb auf diesen einen Fleck konzentriert, ähnlich wie bei einer Pechfackel.

Dicht hinter der Tür war ich stehengeblieben. Mein Blick glitt auch dem Kamin entgegen. Aus ihm quollen weiterhin Ruß- und Ascheteilchen, die sich nebelartig im Raum verteilten und mir eigentlich bekanntgaben, auf welche Art und Weise der Maskenträger den Raum betreten hatte. Er war durch den Kamin gekommen.

Hesters Angst war nicht gespielt. Sie hielt die Lippen geschlossen und bewegte die Augendeckel mehrmals auf und nieder, als wolle sie mir irgendwelche Zeichen geben.

Ich ging trotzdem weiter und ließ es darauf ankommen. Wenn ich stehenbleiben sollte, würde mir der andere das schon irgendwie deutlich machen.

Nach drei Schritten hatte er sich noch immer nicht gerührt, zudem hielt ich noch meine Beretta in der Rechten.

Dann aber sagte Hester etwas. »Er wird mich töten, wenn Sie noch einen Schritt machen!«

»Woher wissen Sie das?«

»Er hat es mir mitgeteilt.«

»Ich habe nichts gehört.«

»Er kann auch nicht sprechen, sondern hat sich in meinen Gedankenkreis eingeschaltet. Hüten Sie sich.«

Ich blieb stehen, denn allmählich wurde die Sache interessant und nahm auch Gestalt an. Wie kam es, daß nur die Frau Kontakt mit ihm hatte und nicht ich? War sie vielleicht bei diesem Wesen bekannt? Davon ging ich zunächst einmal aus.

Meine nächste Frage galt Hester. »Sie kennen diese seltsame Person, nicht wahr?«

Hester zögerte mit einer Antwort. Das bewies mir wiederum, daß ich mit meiner Vermutung nicht so weit daneben lag.

»Reden Sie! forderte ich sie auf.«

»Ja.«

»Okay, so weit sind wir schon mal. Sie haben es geschafft, mir die Ahnungslose vorzuspielen, das ist vorbei. Wenn Sie diese Personen kennen, müssen Sie auch mehr über sie wissen, über ihre Entstehung, ihren Mythos, die Hintergründe…«

»Nein!« Gepreßt hatte die Antwort geklungen. Einfach zu unglaubwürdig.

Ich sah sie mir sehr genau an. Auf ihrer Stirn zeigte sich eine breite Schweißspur, die sich aus Perlen zusammensetzte. Der Mund stand offen. Sie atmete zischend, schluckte dabei und schaute mir flehend in

die Augen. Wahrscheinlich sollte ich aufhören, meine Fragen zu stellen, aber daran dachte ich nicht.

Ich tat sogar noch etwas, hob das Bein an, damit es wirkte, als wollte ich einen weiteren Schritt vorgehen.

»Er bringt mich um!« Hastig hatte Hester das Wort hervorgestoßen.

Meine Antwort war nicht gerade gentlemanlike, aber diese Person hatte mich schon zu oft an der Nase herumgeführt, als daß ich sie so einfach davonkommen lassen wollte. »Wenn Sie mir nicht sagen, was Sie wissen, gehe ich weiter. Und meine Kugel ist schneller als der Pfeil. Da kommt der Maskenträger nicht gegen an.«

Hester litt. »Verstehen Sie doch, ich kann es nicht! Es ist mir einfach nicht möglich, Ihnen etwas zu sagen. Er… er hat es mir verboten. Ich habe Befehle.«

»Gut, das verstehe ich. Wenn ich Sie so höre, sind Sie auch in der Lage, mit ihm zu reden – oder?«

»Ja.«

»Dann können Sie ihm von mir etwas ausrichten. Sagen Sie ihm, daß ich zwei seiner Artgenossen bereits erledigt habe und auch ihn nicht fürchte. Ich habe hier das Kommando, nicht er!«

Sie nickte. »Ich… ich werde es versuchen …«

Jetzt war ich gespannt. Da Hester Shapiro mit den Wesen reden konnte, mußte sie diese schon länger kennen. Was sie gedanklich sprach, zeichnete sich auf ihrem Gesicht nicht ab. Vielleicht war auch das Licht zu schlecht, so daß ich nichts sah. Aber ich bekam eine Antwort.

»Sie sollen gehen.«

»Weshalb?«

»Weil er hier das Kommando hat. Er hat ein Recht darauf…«

»Hat er das wirklich?« hakte ich sofort nach.

Die Antwort blieb für eine Weile aus. Und als sie aus ihrem Mund drang, wurde ich überrascht. »Ja, Mr. Sinclair, dieser Mann oder dieses Wesen hat das Recht!«

»Wieso?«

Sie verzog gequält das Gesicht. »Es ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, es Ihnen zu sagen, aber glauben Sie mir…«

»Ich Ihnen glauben?« fragte ich spöttisch.

»Mag sein, daß Sie mißtrauisch geworden sind, aber diesmal, Mr. Sinclair, sage ich die Wahrheit.«

Ich schwankte. Natürlich wollte ich sie nicht in Gefahr bringen.

Dieses Haus mußte irgendein Geheimnis bergen, von dem ich bisher noch nichts wußte. Wenn ich mich jetzt passiv verhielt und nur beobachtete, während die anderen agierten und reagierten, konnte ich möglicherweise einen Zipfel des Geheimnisses lüften.

»Bitte!« flüsterte sie.

»Und wenn ich tatsächlich einwillige?«

Sie ging überhaupt nicht auf meine Bemerkung ein. »Sie müssen es tun, wir haben sie unterschätzt. Bleiben Sie im Hintergrund. Jetzt ist sowieso alles zu spät.« Hester hatte so gesprochen, daß ich ihr die Wahrheit abnahm. Diesmal schauspielerte sie nicht. Die Erregung war echt, auch die Angst in ihren Augen.

Zur Demonstration meines guten Willens trat ich zur Seite und nahm den Weg zur Tür.

»Danke«, sagte Hester. Es klang irgendwie erlösend, als wäre sie endlich von einem Druck befreit worden.

Das Wesen mit der Silbermaske rührte sich nicht. Es stand sehr ruhig da und schien eingeschlafen zu sein. Davon ließ ich mich nicht täuschen. Die bis zum Reißen gespannte Bogensehne deutete daraufhin, daß der andere schon achtgab und nichts unter den Tisch fallen konnte.

Hester Shapiro ging mit zitternden Knien. Sie versuchte ein flüchtiges Lächeln, das so gar nicht zu ihrem Zustand passen wollte.

Steif passierte sie mich, und ebenso steif schritt auch der Aufpasser hinter ihr her.

Seine Silbermaske ließ nichts vom Gesicht sehen. Und die Augen waren ebenfalls nur Schlitze, durch die er blicken konnte.

Bisher waren wir zu unserem eigentlichen Ziel nicht gekommen.

Es ging um die Kiste, die Gordon Shapiro von seiner Reise mitgebracht hatte. Was sich in ihrem Innern befand, war mir unbekannt.

Hester wußte es sicherlich, aber sie hatte mir nichts gesagt. Dafür mußte sie die Konsequenzen tragen, denn die anderen, ihre Gegner, wußten wohl besser Bescheid.

Wir verließen den Wohnraum. Der Typ mit der Silbermaske ging so leise, daß er kaum zu hören war. Trotz seiner hölzernen Bewegungen wirkte er nicht steif. In ihm steckte mehr, als sein Äußeres verriet.

Ich schloß mich der Gruppe an und machte den Schluß. Bis zur Küche kam mir der Weg bekannt vor, das änderte sich rasch, als wir uns nach links wandten.

Ins Freie wollte die Frau nicht. Ich sah eine graue Holztür.

Sie quietschte erbärmlich in den Angeln, als Hester sie aufzog.

Ein dunkles Loch tat sich auf.

Der Mann mit der Silbermaske hatte sich an die der Tür gegenüberliegende Wand gelehnt. Die brennende Pfeilspitze zeigte auf den Rücken der Frau. Hester zögerte vor dem ersten Schritt in die Dunkelheit. Sie kam mir vor wie eine Person, die zum erstenmal in ihrem Leben einen so finsteren Keller betritt. Dementsprechend bleich war sie auch, und ihre Lippen formten Worte, die niemand verstand.

»Gehen Sie«, sagte ich.

Sie nickte. Es hatte den Anschein, als wollte sie etwas hinzufügen, verschluckte es und betrat den dunklen Keller, wobei sie den Arm ausstreckte und nach dem Lichtschalter faßte.

Ihre Finger fanden das Ziel.

Ich wartete noch mit schußbereiter Waffe und sah plötzlich in dem Lichtfinger unseren Gegner stehen.

Es wäre nicht mal schwierig gewesen, ihn durch einen raschen Schuß zu erledigen, aber mich interessierte plötzlich, welch ein Geheimnis dieser Keller barg. Bisher war darüber nur geredet worden, jetzt wollte ich es endlich zu Gesicht bekommen. Es mußte etwas sehr Gravierendes sein, wenn die andere Seite alles einsetzte, um es zu bekommen.

Die Treppe begann nach einem kleinen Flur. Sie führte steil nach unten. Das Licht reichte aus, um die mit Feuchtigkeit überzogenen Stufen erkennen zu können.

Überhaupt war der ganze Keller feucht. An den Wänden klebte das Wasser, und an manchen Stellen rann es sogar in langen Bahnen nach unten, um dort kleine Pfützen zu bilden.

Auf dem Handlauf des Geländers hatte sich ebenfalls ein Film gebildet, der von Hesters Fingern verwischt wurde.

Die Luft roch unangenehm wie altes Brackwasser. Hier hätte mal gelüftet werden müssen. Ich konnte mir gut vorstellen, daß auch Ratten in diesem Keller hausten.

Die Lampe unter der Decke wurde durch ein dünnes Gitter geschützt. Insekten führten Tänze um diese Lichtquelle aus, und erst als wir drei die Treppe hinter uns gelassen hatten, sah ich die Kiste, von der Hester Shapiro gesprochen hatte.

Sie war mittelgroß und reichte der Frau, die direkt neben ihr stand, bis zur Hüfte. Metallbänder preßten die vier Seiten zusammen. Sie mußten erst gelöst werden.

Mein Blick aber war dorthin gefallen, wo der Keller vor einer grauen Wand endete. Genau in diesem rechten Winkel lag eine Gestalt. Sie mußte einmal ein Mensch gewesen sein, jetzt war sie es auch noch, aber auf eine furchtbare Art und Weise verändert.

Ich sah einen verkohlten Körper.

Auch Hester schaute hin, die Hände hatte sie zu Fasten geballt, und in ihren Augen schimmerten Tränen. Ein schlimmer Verdacht keimte in mir hoch, und ich fragte die Frau mit einer beinahe sanft klingenden Stimme: »Wer ist das?«

»Das ist Gordon, mein Mann«, flüsterte sie.

***

Komisch, ich war nicht einmal überrascht, denn mein vorhin aufkeimender Verdacht hatte sich bestätigt. Alles, was mir von Hester

bisher erzählt worden war, hatte ich vergessen können. Sie hatte ein Spiel angefangen, das ich nicht einmal jetzt durchschaute, aber ich merkte genau, wie sich mein Herzschlag beschleunigte.

In meinem Blick lag eine Frage, die sie verstand und mir auch eine Antwort darauf gab. »Er ist von ihnen getötet worden. Sie haben ihn mit einem Pfeil erwischt. Er verbrannte vor meinen Augen. Seit dieser Zeit lebte ich nur für meine Rache.«

»Und weshalb tötete man ihn?«

»Weil er etwas besaß, das ihnen gehört. Es befindet sich in der Kiste. Sie haben ihn gejagt.«

»Gut. Mrs. Shapiro. Jetzt sagen Sie mir endlich die Wahrheit. Was befindet sich in der Kiste?«

»Eine Statue«, gab sie flüsternd zurück. »Für diese Wesen ist sie sehr wichtig. Sie nennen sie den silbernen Gott. Mein Mann raubte ihn und wurde deshalb verfolgt.«

Für den Anfang reichte mir die Erklärung. Ich wunderte mich nur, daß Gordon Shapiro tot im Keller neben dieser Kiste lag und die anderen es nicht geschafft hatten, das Ding zu öffnen.

Als ich mit Hester darüber sprach, bekam ich sehr schnell eine Erklärung. »Er ist nicht im Keller gestorben, sondern woanders. Ich erst habe ihn nach unten geschafft.«

»So verbrannt?«

»Ja.« Sie schüttelte sich, bevor sie weitersprach. »Er wurde draußen von ihnen erwischt, aber mein Mann konnte ihnen nicht mehr das sagen, was sie gern gewußt hätten. Aus diesem Grunde mußten sie die Kiste erst noch suchen. Ich habe den Mund gehalten und bin geflohen. In London versteckte ich mich, um Sie abzufangen, denn ich wußte, nur Sie können mir helfen, Mr. Sinclair.«

»Das versuche ich.« Gleichzeitig bemerkte ich, wie der Mann mit der Maske unruhig wurde. Diese Bewegungen sagten mir genug, und auch Hester wußte Bescheid.

»Er nahm mit mir Kontakt auf, Mr. Sinclair. Ich soll die Kiste öffnen, verstehen Sie.«

»Dann machen Sie es.«

»Wie Sie meinen.«

Beide ließen wir sie in Ruhe, als sie auf eine mit einem Regal bestückte Wand zuging. In den einzelnen Fächern lag Werkzeug. An den Rändern klemmten mehrere Punktstrahler, die allesamt abgeschaltet worden waren. Die Lampe an der Decke reichte aus.

Hester suchte nach dem entsprechenden Werkzeug. Die einzelnen Zangen und Hämmer klirrten gegeneinander, als sie bewegt wurden. Eine schaurige Musik geisterte durch den Keller und trieb auf meinen Rücken einen nicht gelinden Schauer.

Schließlich hatte sie das richtige Werkzeug gefunden. Zwischen den

Fingern hielt sie eine Zange mit scharfen Backen, die mühelos Metallbänder durchschnitten.

Als sie mich anschaute, nickte ich ihr aufmunternd zu.

»Schneiden Sie die Bänder durch. Auch ich möchte den silbernen Gott sehen.«

Sie stand schon vor der Kiste und hatte den Arm erhoben, ließ ihn aber wieder sinken, denn der Maskenträger hatte ihr einen anderen Befehl gegeben. »Sie sollen das Band aufschneiden«, sagte Hester.

»Wieso?«

»Er will es!«

Meine Spannung hatte sich gelegt. Ich fühlte mich wieder besser.

Furcht kannte ich in diesen Augenblicken auch nicht. Zwar sah es so aus, als wollte der Fremde das Geschehen diktieren, aber die Handlungen übernahm ich ganz allein.

Sogar die Beretta ließ ich verschwinden.

Hester stand dicht vor mir. Wir berührten uns nicht. Ich spürte, daß sich zwischen uns ein Feld der Spannung aufgebaut hatte. Die Frau sah aus, als wollte sie etwas sagen, doch sie traute sich nicht.

»Keine Sorge!« hauchte ich. »Das schaffen wir.«

»Gordon sagte es auch immer. Dann haben sie ihn furchtbar gequält und schließlich erwischt.«

»Nicht jeder ist wie Ihr Mann, Hester.« Ich bückte mich und schob die Zange unter das Metallband an der Oberseite. Die beiden Backen klappten zu.

Mit einem singenden Geräusch wurde das Band in der Mitte getrennt. Ich sprang schnell zur Seite, weil ich von den Bändern nicht erwischt werden wollte.

Der Rest war eine Kleinigkeit. Innerhalb weniger Sekunden war die Kiste von den Metallbändern befreit worden. Hester hatte mitgedacht und ein schmales Stemmeisen oder einen Meißel geholt.

Ich knackte die Kiste auf. Nägel schauten aus dem Holz und wurden gebogen, wenn ich hebelte.

Von oben her konnte ich schließlich hineinschauen. Zu sehen war außer Sägemehl und dickem Ölpapier nichts.

»Er kommt, Mr. Sinclair!«

Damit konnte nur dieser Maskenmann gemeint sein. Die Warnung war gut gesprochen worden und gerade noch rechtzeitig, denn als ich mich umdrehte, schaute ich in das Silbergesicht unseres Gegners, der stehengeblieben war. Und dies in einer sehr bestimmten Haltung, die mich mißtrauisch und gleichzeitig wach werden ließ.

Etwas war mit ihm.

Verglich ich das mit einem Menschen, kam ich zu dem Entschluß, daß diese Person etwas vorhatte. Wir hatten ihn zu dem »Schatz« hingeführt, die Kiste geöffnet, das war es, was er hatte haben wollen.

Brauchte er uns jetzt noch?

Nein. Deshalb würde er auch schießen!

Diese Gedanken funkten in meinem Kopf, und ich handelte blitzschnell und überraschend, auch für Hester, denn als ich mich bewegte, hörte ich ihren leisen Schrei.

Ich hatte genau richtig getippt und mich keine Sekunde zu früh zur Seite geworfen. Der Pfeil befand sich bereits unterwegs, doch ich stand nicht mehr dort, wo er mich hatte erwischen sollen.

Über die Kiste jagte der brennende Gegenstand in einer schrägen Linie hinweg, und dann schoß ich.

Es war hart, aber ich mußte so handeln. Der andere sollte nicht mehr dazu kommen, seine Artgenossen zu warnen. Meine geweihte Silberkugel traf haargenau.

Silber gegen Silber.

Meines war stärker.

Noch während sich der andere auf den Beinen befand, erfolgte bereits die Reaktion. Die Maske in seinem Gesicht zerlief, und das flüssig gewordene Metall floß wie ein langer Strom in die Tiefe, wobei es am Hals entlangrann und auch die Brust nicht verschonte.

Der Schütze selbst brach zusammen. Sein Köcher schrammte über den feuchten rauhen Steinboden, als er mit ihm Kontakt bekam. Das Blatt hatte sich gewendet. Nicht ich war der Verlierer, sondern der andere. Aber in meinem Besitz befand sich jetzt das, was der andere hatte haben wollen.

Ich steckte die Waffe weg und kümmerte mich um Hester Shapiro. Sie lehnte an der Wand. »Meine Güte«, hauchte sie. »Fast hätte ich gedacht, daß alles vorbei war. Ich merkte, was der andere vorhatte. Seine verdammten Gedanken konnte ich genau spüren…«

»Danke für die Warnung!« unterbrach ich sie.

Hester winkte ab. »Ich bin ja so froh, daß Sie ihn erledigt haben. Großer Himmel, wie schnell Sie waren…«

»Das lernt man im Laufe der Zeit.« Ich lächelte ihr zu. »So, jetzt nun werden wir uns mal um die Kiste kümmern.«

Hester kam zögernd näher. Sie hatte sich schon gebückt. Aus dieser Haltung heraus fragte sie: »Sollen wir die Kiste nach oben tragen, Mr. Sinclair?«

»Nein, nur das nicht. Wir werden diesen silbernen Gott auspacken. Wozu mehr tragen?«

Auch ich hatte mich vorgebeugt. Meine Hände wühlten bereits das Ölpapier durcheinander. Es fühlte sich fettig und irgendwie schmierig an, als hätte ich meine Finger mit einer Seife beschmiert.

Gordon Shapiro hatte seine Beute, gut verpackt. Sogar doppelt und dreifach. Hester und ich mühten uns ab, das Fettpapier von der Statue zu lösen.

Ich war überrascht, welch ein Gewicht das Beutestück besaß. Zusammen mit dem Papier zogen wir es schließlich aus der Verpackung und legten es neben der Kiste zu Boden.

Erst jetzt lösten wir das Zeug.

An zwei Seiten rissen wir es ein, und Hester gab dabei ihren Kommentar ab. »Gordon hatte zuviel gewollt. Er nahm sich einiges vor, wollte das Rätsel eines Volkes lösen und scheiterte. Die anderen waren stärker.«

»Von welch einem Volk sprechen Sie?«

»Ich weiß es nicht genau, Mr. Sinclair. Er hat mich im Unklaren gelassen…«

»Gibt es Aufzeichnungen?«

»Vielleicht.«

Ich riß noch ein Stück des Fettpapiers ein und konnte einen ersten Blick auf die Statue werfen. In ihrer gesamten Größe sah ich sie noch nicht. Als ich nachfühlte, stellte ich fest, daß sie ungefähr die Länge eines Männerarms besaß.

Gemeinsam lösten Hester und ich das letzte Hindernis, so daß die Statue frei vor unseren Augen lag.

Ja, es war der silberne Gott!

Eine Figur aus Silber, die auf einem kleinen Sockel stand. Ein wirkliches Kunstwerk, denn ich schaute in ein Gesicht, das alle Merkmale eines Menschen besaß, aus Metall bestand, aber trotzdem so wirkte, als würde es leben.

»Unwahrscheinlich«, hauchte die Frau.

Ich holte durch die Nase Luft und nickte dabei. »Irgend etwas muß die Statue haben, das sie so wertvoll macht. Das Metall allein kann es nicht sein.«

»Nein, sie ist alt. Uralt.«

»Ihr Mann hat Ihnen nie gesagt, woher sie stammt?«

»Dazu ist es nicht gekommen. Als er sie hatte, war er auch verändert. Fürchterlich nervös, er stand immer unter Spannung.«

Sie warf einen Blick auf den verkohlten Leichnam. »Ich glaube, daß er genau gewußt hat, daß sie ihn jagen.«

»Ja, das ist möglich.«

Meine Hände schob ich unter den silbernen Götzen und hob ihn an. Er war schwer. Mit einer Hand konnte ich ihn nicht hochheben.

Hester war mit ihren Gedanken woanders. »Nicht einmal begraben habe ich ihn können«, flüsterte sie. »Ich hatte einfach keine Zeit mehr. Tut mir leid…«

Ob ihre Reue echt war oder nicht, wollte ich einmal dahingestellt sein lassen, ging aber davon aus, daß sie sich die entsprechenden Vorwürfe machte.

»Wissen Sie schon, wie es weitergehen soll, Mr. Sinclair?« fragte sie

mich.
»Ja, wir müssen nach oben.«
»Aber wie kommen wir weg?«
Ich lächelte scharf. »Eine gute Frage, Mrs. Shapiro. Leider weiß ich keine Antwort.«
Ich stand auf. Die Statue lag schwer auf meinen Armen. Hester bemerkte meine Mühe und fragte: »Soll ich Ihnen helfen?«
»Danke, es klappt. Wenn Sie vorgehen wollen.«
»Natürlich.«
Wir stiegen wieder an die Oberwelt. Ich ging dabei sehr vorsichtig vor, denn die Treppe war feucht. Durch das Gewicht auf meinen Armen war ich zudem behindert.
Jedenfalls würde ich Hester noch einige gezielte Fragen stellen.
Ich ging einfach davon aus, daß sie mir nicht die volle Wahrheit gesagt hatte, sie ruckte immer nur tropfenweise damit heraus.
Außerdem würde es mich wirklich interessieren, welches Volk Gordon Shapiro angeblich in Südfrankreich entdeckt hatte.
Noch fehlten mir Beweise.
Ich war froh, als wir die Küche erreichten und nicht mehr weit zu laufen brauchten. Bevor Hester den großen Wohnraum betrat, schaute sie erst vorsichtig hinein und fand ihn leer. Nur der Kamingeruch hing wie Blei in der Luft.
»Es ist alles okay, Mr. Sinclair, Sie können kommen.«
Nach Hester betrat ich den Wohnraum und suchte eine Stelle, wo ich meine Beute ablegen konnte. Der Tisch war nicht geeignet, da seine Platte aus Glas bestand.
Der Sessel war gut. Tief drückte die Statue das Sitzpolster ein. Hester stand in der Nähe und schaute die Beute an. Über ihr Gesicht rann dabei ein Schauer.
»Das hätten wir«, sagte ich.
»Ja, stimmt.«
»Und jetzt möchte ich von Ihnen wissen, wie alles abgelaufen ist. Hester, ich werde einfach das Gefühl nicht los, daß Sie mir etwas verschweigen. Tut mir leid.«
»Nein, ich weiß nichts.«
»Vielleicht, aber denken Sie nach. Sie haben mit Ihrem Mann zusammengelebt. Ein Ehepaar unterhält sich über Probleme, das ist ganz normal. Deshalb können Sie mir nicht sagen, daß Sie nichts wissen. Überlegen Sie bitte genau…«
Sie wollte mich nicht mehr ansehen und drehte sich ab. Mit wenigen Schritten erreichte sie das Fenster und blieb an der Gardine stehen. Ich schaute auf ihren Rücken und sah, wie sie zusammenzuckte, als hätte man ihr einen Schlag versetzt.
Irgend etwas mußte die Frau gestört haben.

»Was ist denn?« fragte ich.
»Da, Mr. Sinclair, wir… wir kommen nicht mehr weg. Schauen Sie mal nach draußen!«
Ich war schnell bei ihr, riß die Gardine auf einer Länge von einem Yard zur Seite und bekam einen freien Blick.
Auch ich mußte in diesem Augenblick einsehen, daß Hester nicht übertrieben hatte. Wie viele unserer Gegner draußen lauerten, konnte ich kaum zählen. Jedenfalls knieten sie am Boden, hielten die Sehnen ihrer Bögen gespannt und hatten feurige Pfeile aufgelegt, die genau auf die breite Front des Hauses zielten.
Ich fühlte Hesters Finger an meinem Arm, als sie sich regelrecht festkrallten. »Was sagen Sie denn, Mr. Sinclair?« fragte sie.
»Ich glaube, daß es diesmal verdammt böse aussieht, Hester. Sogar zu böse…«

***

»Und du bist der Meinung, daß wir richtig gehandelt haben?« fragte Sheila ihren Mann.
»Das bin ich.«
»Dann hoffe ich, daß wir John raushauen können.«
»Falls er sich in einer Falle befindet!« schränkte der Reporter ein.
Sheila nickte heftig. »Doch, ich fühle es. Alles deutete darauf hin. Tut mir leid, Bill.«
»Mal sehen.«
Sie hatten bereits den Rand der Londoner City erreicht und rollten über eine nur von Laternen schwach beleuchtete Straße. Rechts von ihnen tauchten vereinzelt Häuser auf. An der linken Seite lag die Dunkelheit über weiten Wiesenflächen, aus denen dünne Dunstschleier stiegen.
»Nebel ist schlecht!« sagte Sheila.
»Hier muß man immer damit rechnen.«
Bill war sehr schweigsam. Auch er hatte ein ungutes Gefühl, wollte es Sheila aber nicht so zeigen und fuhr weiter. Sie mußten bald abbiegen, wenn sie die letzten Häuser passiert hatten.
Bill kannte London sehr gut, auch die Umgebung der großen Tennisarena. Schließlich besuchten er und seine Frau die großen Turniere, und die beiden hatten auch den Sieg des jungen Deutschen Boris Becker life erlebt, aber was sich im weiteren Umkreis der Plätze tat und wie es dort aussah, war dem Reporter unbekannt.
Immer wieder sahen sie die Schilder nach Wimbledon, aber nach ihnen konnten sie sich bald nicht mehr richten, denn der weitere Weg führte sie in die Einöde, nachdem sie an einer bestimmten Stelle rechts abgefahren waren.
»Hier möchte ich nicht wohnen!« flüsterte Sheila. Sie schielte dabei

zu den Ästen hin, die sehr weit überhingen und fast gegen das Blech des Flitzers kratzten.
»Am Tage sieht alles anders aus.«
Jetzt war es wirklich gespenstisch. Zur Dunkelheit gesellte sich der Dunst, der tuchartig über den schmalen Weg trieb und sich im Licht der beiden Scheinwerferlanzen ballte.
»Die Umgebung paßt sich allmählich meiner Stimmung an!« bemerkte Sheila.
Bill hob die Schultern. Er konzentrierte sich auf die Fahrerei. Wohl war ihm ebenfalls nicht zumute. Ein gewisses Gefühl sagte ihm, daß sie beide noch eine böse Überraschung erleben würden.
Hoffentlich stimmte die Adresse. Es war keine direkte Straße angegeben, nur mehr ein kleines Gebiet und eine Hausnummer.
Mehr konnte man auch bei dieser Gegend nicht erwarten.
Der Weg führte durch Mulden und über winzige Hügel.
Der Reporter hielt das Lenkrad fest umklammert, während sich Sheila mehr mit der Umgebung beschäftigen konnte.
Und da sah sie etwas.
Es schwebte über und schräg vor ihnen. Ein feuriges Licht mitten in der Luft, auf das sich die blonde Frau keinen Reim machen konnte, weil es nie ruhig blieb und von einer Seite auf die andere tanzte.
Dann schlug es einen Bogen, näherte sich dem Erdboden und war plötzlich verschwunden.
Bill hatte trotz seiner Konzentration bemerkt, daß mit seiner Frau etwas nicht stimmte. »Hast du was?«
»Ja.« Sie erklärte es.
Conolly wurde nachdenklich. »Und du hast dich nicht getäuscht?« fragte er.
»Nein, wirklich nicht. Es war auch kein Flugzeug oder eine Sternschnuppe, nur eben dieses komische Licht. Furchtbar, sage ich dir, obwohl es gar nicht so schlimm aussah.«
Bill erwiderte nichts mehr. Er fuhr aber noch vorsichtiger. Der Weg verlor sich fast in eine Wiese und war kaum noch zu erkennen.
Beide wußten aber, daß sie nicht mehr allzu weit von ihrem Ziel entfernt sein konnten.
Vor ihnen lag ein Buschgürtel. Die Blätter an den gebogenen Zweigen schimmerten, wenn sie vom Scheinwerferlicht berührt wurden, wie vergoldete Taler. Der Weg führte in einer weiten Linkskurve in das Unterholz hinein.
Und dann sahen sie es.
Sheila schrie auf.
Bill trat auf das Bremspedal und brachte den Porsche innerhalb kurzer Zeit zum Stehen.
Das war auch nötig, denn vor ihnen hielt sich eine Gestalt auf, deren

Gesicht von einer silbrig glänzenden Maske verdeckt worden war, und die mit einem flammenden Pfeil auf den flachen Flitzer zielte…

***

Ich schob Hester zur Seite. Sie hatte sich noch immer nicht beruhigt und beide Hände in Herzhöhe auf die Brust gepreßt. Noch einmal schaute ich nach draußen.

Es sah tatsächlich böse aus.

Woher die zahlreichen Gestalten gekommen waren, wußte ich nicht. Sie mußten irgendwo im Wald gelauert haben, jedenfalls waren sie jetzt fest entschlossen, eine Entscheidung herbeizuführen.

Im Haus war es nicht sehr warm. Dennoch schwitzte ich, als ich wieder zurücktrat. Der Nebel waberte zwischen der Front unserer Gegner und dem Haus. Er beeinträchtigte auch unsere Sicht, so daß die Gestalten und auch die flammenden Pfeile zu einem verwaschenen Muster zusammenliefen.

Hester sah die Ratlosigkeit meinem Gesicht an. »Sie wissen auch nicht, wie es weitergehen soll – oder?«

»Im Augenblick nicht.«

Ihr Blick wurde starr. »Und was machen wir, wenn sie plötzlich angreifen? Haben Sie so viele Kugeln in Ihrer Waffe?«

»Nein.«

»Dann sind wir verloren.«

So leicht wollte ich nicht aufgeben, auch wenn Hester Shapiro bestimmend gesprochen hatte. »Noch haben wir einen Trumpf. Es ist der silberne Gott. Sie wollen ihn haben, wir könnten…«

»Dann geben Sie ihnen die Statue doch!« rief Hester mit verzweifelt klingender Stimme. »Ich bitte Sie, ich flehe Sie an. Geben Sie das verdammte Ding aus der Hand. Was sollen wir damit noch machen?«

»Einiges.«

»Sie wollen es nicht tun?«

»Vorerst nicht.«

»Dann mache ich es.« Zum Zeichen ihrer Entschlossenheit ging Hester Shapiro vor. Erst am Sessel holte ich sie ein und zog sie wieder ein Stück zurück.

»Lassen Sie die Statue liegen. Vorerst jedenfalls.«

»Ja, und wir sitzen in der Falle.«

Ich war bereits unterwegs und schaltete das Licht aus. Die Dunkelheit breitete sich im Zimmer aus und gab ihm ein völlig anderes Flair. Ein wenig schaurig und unheimlich kam es mir vor, denn jetzt sah ich auch die vor dem Fenster wallenden Nebelwolken. Und dazwischen das feuriggelbe Leuchten der Pfeilfeuer.

»Lange werden sie nicht mehr warten, fürchte ich.«

»Da haben Sie recht.«

»Vielleicht sollten wir einen Ausbruch an der Rückseite wagen!« schlug sie vor.

Daran hatte ich auch schon gedacht, rechnete aber gleichzeitig damit, daß unsere Feinde auch dort standen. Dennoch wollte ich mich davon überzeugen.

So betraten wir ein anderes Zimmer, das mehr einer kleinen Abstellkammer glich, aber ein Fenster besaß, daß auf die Rückseite hinführte. Wir brauchten erst gar nicht vor die Scheibe zu treten und hindurchzuschauen. Schon beim Eintritt sah ich das Flackern des Feuers. Zwar lauerten dort nicht so viele Feinde wie vorn, aber es reichte aus, um uns wieder zurückzutreiben.

»Es gibt keine Chance mehr!« hauchte Hester.

Gab es die wirklich nicht? Noch lebten wir, und ich hatte das Gefühl, daß auch die andere Seite sich nicht so recht traute, einen direkten Angriff zu starten. Schließlich wußten sie oder hatten es auch miterlebt, daß wir in der Lage waren, uns zu wehren.

»Ich komme mir vor wie in einem alten Westernfort, das von Roten umzingelt ist«, sagte Hester.

»Nur kommt im Film immer im letzten Augenblick die Kavallerie und rettet alles.«

»Hier können wir keine Hilfe erwarten.« Hester sagte es mit bitterer Stimme.

Da hatte sie recht. Das Telefon war ausgefallen. Bestimmt hatten unsere Gegner daran gedreht, aber es gab einen zweiten Apparat in der Nähe.

Nur befand der sich in meinem Wagen.

»Woran denken Sie?« fragte mich die Frau.

Ich weihte sie ein.

Hester mußte lachen. »An den Wagen kommen Sie nicht heran. Der steht zwar nur einige Schritte entfernt, aber trotzdem sind es Meilen, wenn Sie mich fragen.«

»Leider.«

»Bitte, Mr. Sinclair, lassen Sie uns mit der Statue nach draußen gehen und sie ihnen geben.«

Ich spielte ebenfalls mit dem Gedanken, allein schon wegen Hester, die genug hinter sich hatte. Dazu aber kam es nicht mehr, denn hinter den großen Fenstern entstand eine zuckende feurige Bewegung, als die ersten Pfeile abgeschossen wurden.

Sie griffen an!

***

»Ich spinne doch nicht?« fragte Bill mit einer Stimme, die kaum zu verstehen war. »Oder?«

»Nein, der ist echt.«

»Und was will er?«

»Uns töten!« Sheilas Stimme hatte ruhig geklungen, obwohl sie innerlich auf 100 war und fast durchdrehte. Sie warteten ab. Der Motor lief im Leerlauf, rechts und links des Wagens umrahmte verfilztes Buschwerk den Weg, und es gab keinen Pfad in der Nähe, über den sie hätten fliehen können. Nur zurückfahren.

»Willst du aussteigen, Bill?«

»Daran habe ich gedacht.«

»Dann wird er dich erschießen.«

»Oder ich ihn.« Der Reporter holte tief Luft. »Wir machen es so, Sheila. Wenn ich ausgestiegen bin, forderst du beim Yard Hilfe an. Ich weiß nicht, wen wir vor uns haben, ob Mensch oder Dämon, gefährlich ist der Knabe immer.«

»Ob er allein ist?«

Bill schüttelte den Kopf. »Daran glaube ich einfach nicht. Der kommt mir vor wie jemand, der Wache schiebt. Ein Aufpasser, ein Wächter.« Bill legte eine Hand auf Sheilas Knie. »Los, Mädchen, tu uns den Gefallen und rufe an! Man kennt unseren Namen, und sie wissen, daß wir keine Spaßvögel sind.« Bill nahm die Hand wieder weg und zog seine Beretta hervor. Ohne Sheilas Antwort abzuwarten, öffnete er die Tür.

Sehr behutsam ging er zu Werke, während seine Frau die Zahlenkombination in die Tastatur tippte. Sheila wußte die Nummern auswendig. Da stand sie ihrem Mann in nichts nach.

Vorsichtig ließ sich Bill aus dem Wagen gleiten. Der niedrige Schalensitz war jetzt von Vorteil. Bis zum Untergrund hatte er keine so große Entfernung zu überwinden.

Seine Hände verschwanden im feuchten Gras. Dünner Dunst umfing ihn, als der Reporter in seiner fast liegenden Haltung blieb und sich drehte, damit er nach vorn schauen konnte. Er blieb dabei dicht neben dem Porsche, damit dieser ihm zusätzliche Deckung gab.

Hatte der andere ihn gesehen?

Bill konnte es nicht mit Bestimmtheit sagen, aber der Fremde wollte auch nicht an diesem Fleck bleiben, er ging den ersten Schritt vor und senkte ein wenig den Bogen.

Für Bill ein Zeichen, daß er es versuchen würde, da er die Frontscheibe jetzt direkt anvisierte.

Und Sheila befand sich in Lebensgefahr! Bill wußte nicht, ob sie es schon selbst bemerkt hatte, jedenfalls konnte er darauf nicht warten, und sie würde auch kaum in der Lage sein, sich selbst zu wehren, deshalb mußte der Reporter etwas tun.

Im Liegen schoß er.

Der Nebel und die Büsche dämpften den Abschußknall der Waffe.

Trotzdem wurde die Stille zerrissen, und Bill erkannte, daß die Kugel

auch getroffen hatte.

Der andere war nach hinten gestoßen worden und ließ im gleichen Augenblick noch die Sehne los, so daß der Pfeil sich selbständig machte.

Er traf nicht einmal den Wagen. Dicht vor der windschlüpfrigen Schnauze des Porsche bohrte er sich in den weichen, feuchten Grasboden, wo er auch steckenblieb.

Bill Conolly war bereit, auch eine zweite Kugel auf die vom Dunst umflorte Gestalt zu feuern. Die konnte er sich sparen, denn sein Gegner würde kaum noch dazu kommen, etwas zu unternehmen.

Das geweihte Silber hatte ihn nicht nur voll erwischt, es sorgte auch dafür, daß sich sein Gesicht veränderte.

Zum erstenmal schaute der Reporter zu, wie dieses Wesen verging. Da die beiden Scheinwerfer noch brannten, war alles deutlich zu erkennen, und Bill Conolly rann bei diesem Vorgang eine Gänsehaut über den Rücken.

Der andere taumelte.

Er riß die Arme hoch, spreizte die Beine und versuchte so, das Gleichgewicht zu halten, was er nicht schaffte. Nach links driftete es ihn weg. Seinen Bogen hatte er verloren und statt dessen die Hände gegen die zerlaufene Silbermasse in seinem Gesicht geschlagen.

Noch eine Sekunde lang hielt er sich auf den Beinen, bis das Gewicht seines Körpers einfach zu schwer wurde, er einknickte und in die Büsche fiel, wo er auf dem Rücken liegenblieb.

Die von ihm zusammengedrückten Zweige wippten nach, um später ein Dach über seinem Kopf zu bilden.

Das war erledigt.

Bill schüttelte sich, als hätte man ihn mit Wasser übergossen. Mit steif wirkenden Bewegungen ging er dorthin, wo der andere verschwunden war. Er trug keine Schuhe, und Bill betastete die Haut, die ihm ungewöhnlich hart vorkam, als würde sie aus Holz, Kunststoff oder Elfenbein bestehen.

Ein wirklich ungewöhnliches »Material«. Der Reporter bog die Zweige zur Seite, weil er das Gesicht sehen wollte.

Es hatte Ähnlichkeit mit einem Klumpen.

Ineinandergelaufen war das Silber, und es hatte dabei neue Formen, Figuren und Schlieren gebildet. Da waren keine Augen mehr zu sehen, keine Nase, und es gab auch keinen Mund.

Der Körper verging nicht wie bei anderen Dämonen, die vom geweihten Silber erwischt worden waren. Bill dachte darüber nach, und er kam zu dem Ergebnis, daß dieses Wesen vor ihm erstickt sein mußte, weil das flüssige Metall auch in seinen aufgerissenen Mund hineingedrungen war.

Hinter sich hörte er Schritte. In der Hocke drehte Bill den Kopf.

Sheila hatte den Wagen verlassen. Neben ihm blieb sie stehen, sah den Mann und schüttelte sich.

»Himmel!« hauchte sie. »Was war das nur?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Jedenfalls kann er uns nicht mehr gefährlich werden, denke ich.«

»Und was hatte er vor?«

Bill stand auf. »Er wollte uns aufhalten und töten. Das war sein Plan.« Er deutete auf den Porsche. »Hast du mit dem Yard gesprochen?«

»Ja.«

»Und?«

»Wir werden Unterstützung erhalten. Ich habe mit dem Einsatzleiter gesprochen. Er kannte unseren Namen tatsächlich.«

»Habe ich doch gesagt.«

Sheila schaute sich um. Sehr wohl war ihr nicht. Sie hatte die Mundwinkel verzogen. »Was machen wir, bis sie ankommen?«

»Keine Ahnung, aber ich denke soeben an John. Seinetwegen sind wir hergekommen. Das Haus muß nicht mehr weit entfernt sein. Da können wir ihn sicher finden.«

»Dann laß uns fahren!«

Bill hatte nichts dagegen. Die beiden klemmten sich wieder in den Wagen, und Bill wollte schon starten, als sein Gesicht einen erstaunten und gleichzeitig erschreckten Ausdruck bekam.

Bei Sheila spielte sich der gleiche Vorgang ab. Sie saß da, hielt noch den Gürtel fest, rührte sich aber nicht, weil sie von der Überraschung schockartig getroffen worden war.

Vor und über ihnen sahen sie weißliche Gestalten.

Sie kamen vom Erdboden her und stiegen auf seltsamen Gegenständen kniend in die Luft. Wie Dschinns, die auf fliegenden Teppichen hockten.

Weißliche Gestalten mit silbrig glänzenden Masken vor den Gesichtern und Bögen, die mit flammenden Pfeilen gespickt waren.

Sie flogen in schlangenartigen Linien, kamen aus dem bodennahen Dunst und jagten hinein in die Nachtschwärze des Himmels, die von ihren flammenden Pfeilen punktuell erleuchtet wurde.

Die Conollys staunten, und Bill mußte an die Worte denken, die ihm der Zeitungsmann gesagt hatte. Der Reporter wiederholte einen dieser Sätze.

»Das ist es!« flüsterte er. »Das genau ist das Phantom-Kommando!«

***

Die Hauswand war für die Schützen ebensowenig zu verfehlen, wie auch die großen Fenster, und das bekamen wir in den nächsten Augenblicken zu spüren, als sie Scheiben von mehreren Pfeilen gleichzeitig getroffen wurden und mit klirrenden Geräuschen

zerbrachen.

»Deckung!« schrie ich.

Bevor die neben mir stehende Hester reagieren konnte, hatte ich sie schon gepackt und zu Boden gedrückt, so daß wir beide zunächst einmal kein Ziel boten.

Die Pfeile jagten durch die zerstörten Fenster. Sie berührten auch den leichten und trockenen Stoff der Vorhänge, der augenblicklich Feuer fing. Plötzlich stand die eine Hälfte der Gardinen in hellen Flammen, die sich von unten nach oben hin orientierten, den Stoff teilweise zerrissen, so daß der durch die Fenster wehende Wind brennende Stücke in den Raum hineintrieb.

Ein Gardinenteil senkte sich über den Tisch und blieb auf der gläsernen Platte als verkohlter Fetzen liegen.

Ich hatte die Pfeile nicht gezählt, aber sechs waren es mindestens, die über uns hinweggeflogen waren, an der anderen Seite gegen die Wand prallten und zu Boden fielen. Sicherlich würden sie irgendwelche Brände auslösen. Der Holzboden bot den Flammen ausreichend Nahrung.

Hester hob den Kopf. Sie lag flach auf dem Bauch, die Arme zu beiden Seiten des Körpers ausgestreckt und die Hände flach auf den Boden gedrückt, so daß sie sich abstützen konnte.

»Das brennt hier alles!« keuchte sie.

»Ich weiß.« Mehr sagte ich nicht, weil ich lieber handeln wollte.

Bevor die nächsten Pfeile heranschossen, war ich auf den Beinen, schaute mich hastig um und sah, daß ein Pfeil im Stoff eines Sofas steckte und das Zeug bereits anfing zu qualmen.

So etwas war nicht im Sinne des Erfinders. Ich raste hin und löschte die Stelle, in dem ich mehrmals mit der rechten flachen Hand daraufschlug.

An anderen Orten flackerten keine Flämmchen auf, da hatten wir noch einmal Glück gehabt.

Sie wirbelten vor den beiden zerschossenen Fenstern. Diesmal hatten sie sich erhoben, zogen ihre Kreise und tanzten in der Luft, als sie näherkamen und die nächsten Pfeile abschossen.

Hester lag noch, ich ließ mich fallen. Das war gut, so huschten die Feuergrüße über meinen Kopf hinweg, und wiederum verschwanden die Pfeile im Hintergrund des Zimmers.

Alles durfte ich kassieren, nur eben keinen Treffer. Der tote Gordon Shapiro war mir Warnung genug gewesen. Ich wollte nicht, daß es mir ebenso erging. Deshalb robbte ich quer durch den Raum, um eine andere Deckung zu finden.

Mit der Schulter stieß ich gegen einen kleinen Tisch mit quadratischer Platte. Ich kippte ihn um. So hatte ich wenigstens eine provisorische Deckung.

Rauch trieb gegen meine Nase. Die letzten Gardinenfetzen verbrannten. Der Stoff hatte sich durch die Flammen und die Hitze zusammengekräuselt. Er wirkte fettig und wurde vom Wind in das Zimmer hineingetrieben.

Innerhalb der Rahmen steckten noch Glasreste. Sie bildeten für einen Kletterer ein gefährliches Muster aus scharfen Kanten und messerartigen Spitzen, die eine Kehle leicht durchtrennen konnten.

Mit der Hand wedelte ich den Rauch zur Seite. Gegenüber von mir hatte eine kleine Decke Feuer gefangen. Noch schwelte der Stoff.

Irgendwann in den folgenden Sekunden würde er in Flammen aufgehen.

Längst hatte ich die Beretta gezogen und peilte über den Rand des Tisches hinweg. Unsere Gegner wirkten sehr unruhig. Vor den zerstörten Fenstern zogen sie auf den fliegenden Unterlagen ihre Bahnen, als würden sie über Wellen reiten. Aber niemand flog in das Zimmer hinein. Vielleicht trauten sie sich nicht oder hielten noch etwas anderes in der Hinterhand.

Ich nutzte die kleine Ruhepause aus und wechselte abermals die Stellung. Den umgekippten Tisch schob ich als Deckung vor mir her.

So näherte ich mich der flach auf dem Boden liegenden Hester Shapiro. Sie sah mich, hob den Kopf und atmete schwer.

»Noch leben wir«, sagte ich.

»Ja, aber wie?«

Ich ließ die Frage so stehen, denn zwei dieser Wesen huschten plötzlich herbei.

Sie kamen durch die Fenster. Mit ihren Schultern jagten sie noch Splitter aus den Rahmen und hatten die Grenze kaum überflogen, als sie sich auf ihren fliegenden Surfbrettern hochstellten, die Körper vorbeugten und die Waffen in Anschlag hielten.

Sie zielten jetzt schräg nach unten, um uns zu erwischen. Wieder mußte ich schneller sein.

Ich pfiff auf meine Deckung, sprang hoch, drehte mich und feuerte gegen die Gestalten.

Ich traf sie.

Viermal hatte ich abgedrückt, kam mir wie in einem Zentrum des Schreckens stehend vor und sah, daß die Gestalten fast vor meinen Augen explodierten. Sie verschwanden von ihren fliegenden Teppichen, ich hörte sie zu Boden schlagen und mußte den Kopf einziehen, weil mich einer dieser »Teppiche« fast erwischt und mit seiner scharfen Vorderkante mir den Kopf vom Rumpf abgetrennt hätte.

Die beiden Gegner lagen am Boden. Sie kämpften noch und schlugen um sich, ohne jedoch ihrem Schicksal entgehen zu können, denn das Silber in ihren Gesichtern löschte ihr Leben aus.

Auch Hester richtete sich auf. Dagegen hatte ich einiges. »Bleiben Sie unten!« rief ich ihr zu.

Sie gehorchte automatisch. Ich bewegte mich auf die Statue zu und zog noch die brennende kleine Decke von einem Tisch. Mit beiden Füßen trat ich die Flammen aus.

Jetzt sollten sie kommen, denn diesmal war ich an der Statue, und ich drückte die Mündung der Beretta gegen den aus Metall gefertigten Kopf des Mannes.

Ich wußte nicht, ob sie mich verstanden, aber ich versuchte es und schrie folgende Worte gegen die zerstörten Scheiben. »Kommt ruhig näher, ihr verfluchten Bestien! Ich habe eine Waffe, die auch euren Götzen zerstören kann, denn sie hat euch ebenfalls vernichtet. Wenn ihr wollt, daß der Götze sterben soll, dann versucht es!«

So, das mußte mal gesagt werden. Mit der freien Hand wischte ich meine Stirn trocken. Jetzt war ich gespannt, wie sich die andere Seite verhielt.

Noch immer kokelte und qualmte es im Raum. Jeden Augenblick konnte ein größerer Flammenherd aufflackern. Und das wußte auch Hester Shapiro. Sie bewies plötzlich Übersicht, und es war ihr auch gelungen, die eigene Angst zu überwinden.

Fast wie ein Rekrut robbte sie über den Boden. Sie hatte sich ein Kissen genommen, mit dem sie den ersten kleinen Feuerherd löschte.

Und so machte sie auch weiter, so daß ich mich nicht um Hester zu kümmern brauchte.

Die Gegenseite hatte sich noch nicht gerührt. Nach wie vor wischten sie durch die Luft, tanzten in die Dunstschwaden hinein und bewegten sich vor den zerstörten Fenstern, wobei ihre kleinen, brennenden Pfeile wie Grüße aus der Hölle wirkten.

Einen Angriff unterließen sie. Wahrscheinlich hatte ich sie an der richtigen Stelle gepackt.

Plötzlich hatten sie sich entschieden.

Zuerst wollte ich es kaum glauben, aber sie drehten sich tatsächlich herum und jagten wie glühende Raketen in den nachtdunklen Himmel hinein, um von der Finsternis geschluckt zu werden.

Weg waren sie!

Ich lachte leise. Es war ein Zeichen der Entspannung, und auch Hester hatte das Lachen gehört.

»Was ist denn?«

»Wir haben es geschafft«, sagte ich.

Hester stand auf. Das an einer Seite verbrannte Kissen hielt sie in der rechten Hand. »Wie?«

»Unsere Freunde sind verschwunden. Weggetaucht in die Unendlichkeit des Himmels«, erwiderte ich philosophisch. Wieder lachte ich. »Das ist kaum zu glauben, aber unser Plan hat geklappt.«

Das Kissen fiel Hester aus der Hand. Es blieb am Boden liegen, sie brauchte es auch nicht mehr, denn die kleinen Brände hatte sie löschen können. Dann schritt sie zum Fenster. Steif, unnatürlich, kopfschüttelnd. »Ist das tatsächlich wahr?«

»Ja.«

Sie blickte hinaus, hob die Schultern und drehte sich wieder um.

»Tatsächlich, ich sehe keinen mehr.«

»Somit können wir auch das Haus verlassen. Sie kommen natürlich mit und werden in Schutzhaft genommen.«

»Also ist die Gefahr doch nicht vorbei?«

Ich war ehrlich. »Nein, wir müssen damit rechnen, daß sie wiederkommen. Sie stehen ebenso auf ihrer Liste wie ich, deshalb werden wir versuchen, Sie zu beschützen. Am besten wird es sein, wenn Sie einige Sachen zusammenpacken. Und beeilen Sie sich!«

»Ja, natürlich.« Hester warf mir noch einen skeptischen Blick zu und verschwand.

Auch mich hielt nichts mehr im Raum. Ich lud meine Waffe noch nach und verließ das große Haus auf dem völlig normalen Weg durch die Eingangstür. Diesmal stellte sich mir keiner in den Weg.

Draußen atmete ich durch. Den Rauch schmeckte ich noch immer auf meiner Zunge. Zudem lag er kratzig in der Kehle. Das alles interessierte mich nicht mehr. Wir hatten es geschafft, nur das zählte.

Mit meinem Wagen würde ich kaum wegkommen, aber ich konnte Hilfe anfordern. Als ich die Tür schon geöffnet hatte, fiel mir ein Geräusch auf.

Es war ein noch ziemlich weit entferntes, dennoch bekanntes Heulen. So hörten sich Polizeisirenen an.

Aber wo kamen die her?

Bevor mir darauf jemand eine Antwort geben konnte, schaute ich noch in den Himmel.

So dunkel und weit lag er über mir. Ich sah einige Sterne funkeln, aber keinen roten Feuerschein, der die Dunkelheit durchbrach. Die Angreifer hatten sich aufgelöst wie ein Spuk.

Jemand hupte, und gleichzeitig schwenkten zwei Lichtstrahlen über den Platz vor dem Haus.

Ein Wagen kam.

Ich wurde geblendet, trat aus dem Lichtschein weg und konnte den Wagen jetzt besser erkennen.

Es war ein Sportwagen, ein Porsche. Wahnsinn, so einen Wagen fuhr Bill Conolly.

Und genau er war es, der den Wagenschlag aufstieß und aus dem flachen Flitzer sprang. Da ich im Licht der Scheinwerfer stand, hatte er mich natürlich längst gesehen.

»John!« Sein Ruf hallte mir entgegen. Daß er keinen Luftsprung

machte, glich schon einem kleinen Wunder. Sekunden später lagen wir uns in den Armen wie zwei Freunde, die sich jahrelang nicht mehr gesehen hatten.

»Mensch, du lebst«, sagte der Reporter.

»Wieso nicht?«

»Als das Gespräch zwischen uns unterbrochen wurde, befürchtete ich schon das Schlimmste.«

Ich nickte. »Das hätte es auch fast gegeben. Aber davon später. Ich sehe, du hast jemand mitgebracht.« Lächelnd schritt ich auf Sheila zu und umarmte sie ebenfalls.

Das Heulen der Sirenen war inzwischen lauter geworden. Zwischen den Bäumen blitzten die Scheinwerfer der heranfahrenden Wagen auf, und ich sah auch das geisterhafte Rotlicht durch die Nacht streifen.

»Du kommst mit großer Besatzung?« fragte ich den Freund.

»Natürlich. Stell dir mal vor, was ich gesehen habe. Da schwebten am Himmel…«

Ich winkte ab. »Die Typen auf den fliegenden Teppichen.«

»Du kennst sie?«

»Und wie.«

Bill gab noch eine Erklärung ab. »Das ist das Phantom-Kommando. So jedenfalls heißen diese Krieger.«

Ich schaute ihn mit gerunzelter Stirn an. »Und woher weißt du das alles?«

»Das erzähle ich dir später, wenn wir hier verschwunden sind.«

Erst jetzt fiel ihm auf, wie schräg mein Bentley stand. Bill schaute ihn sich an, grinste und sagte: »Da haben sie dir ja einen eingeschüttet, nicht wahr?«

»Das kannst du laut sagen. Unsere Freunde zerschossen mit Pfeilen die Reifen.«

»Willst du mit uns fahren?«

Ich winkte ab. »In einem Porsche ist mir zu wenig Platz. Außerdem müssen wir noch jemand mitnehmen.«

»Wen denn?« fragte Sheila, die herbeigeeilt war.

»Hester Shapiro. Gordon Shapiros Frau. Sie ist in diesem Spiel der springende Punkt.«

»Und wo steckt ihr Mann?« fragte Bill.

Bevor er eine Antwort bekam, traten wir zur Seite, weil wir für die anfahrenden Wagen Platz schaffen mußten. »Er ist tot.« Mehr sagte ich nicht. Bills erstauntes Gesicht blieb in den Nebelschleiern zurück, denn ich ging den Beamten entgegen.

Sie alle waren bewaffnet und gehörten demnach zu einer Sondereinheit. Ich erklärte ihnen, daß es hier nichts mehr zu tun gab und sich der Fall praktisch erledigt hatte.

Natürlich gab es Schwierigkeiten. Man wollte den Grund wissen, den

aber verschwieg ich. Das konnte ich mir dank meiner Sondervollmacht auch leisten. Ich bat nur noch darum, daß ein Wagen zurückblieb, der Mrs. Shapiro und mich in die Stadt mitnehmen konnte.

Das wurde auch erledigt. Ich konnte mich endlich wieder den anliegenden Problemen zuwenden.

Gemeinsam mit den beiden Conollys ging ich auf die breite Haustür zu. Hinter uns fuhren die Wagen wieder ab. Hester Shapiro aber erschien auf der Schwelle, blieb stehen, als sie uns sah, und sie kam mir in diesen Augenblicken so ungemein schutzbedürftig vor.

Zwischen uns trieben die dünnen Dunstschwaden vorbei und wurden auch gegen das eine Licht der noch heilen Lampe über der Tür gedrückt, so daß Hester ein gespenstisches Aussehen bekam.

Ich legte ihr meinen Arm gegen den Rücken und merkte, daß sie zitterte. »Lassen Sie uns ins Haus gehen.«

»Ja, gepackt habe ich schon.«

»Das ist gut.«

Im Wohnraum schauten sich die Conollys mit verwunderten Blicken um. »Was ist das denn?« fragte Sheila. »Hat hier jemand eine Bombe hingeworfen?«

»So ungefähr«, erklärte ich. »Das Phantom-Kommando hat seinem Namen alle Ehre gemacht.«

Dann stellte ich Hester vor. Ihr Händedruck war schlaff, ihre Gedanken beschäftigten sich mit etwas anderem und schienen auch sehr weit fort zu sein.

Die Frau sprach sie auch aus. »Es ist so, Mr. Sinclair, aber mein Mann, wissen Sie…«

Ich nickte. »Natürlich, das verstehe ich. Wir werden ihn schon nicht liegenlassen.«

»Wie ist er denn gestorben?« fragte Bill.

»Verbrannt. Ein Pfeil hat ihn getroffen.«

Sheila wurde bleich. Sie dachte wohl daran, in welch einer Gefahr sie geschwebt hatte. Ich aber deutete auf die silberne Statue, den Götzen, der auf dem Sessel stand. »Darum drehte sich alles. Dieser Götze hat das Phantom-Kommando auf den Plan gerufen, weil sie ihn unbedingt in ihren Besitz bringen wollte.«

»Wie kommt er denn hierher?« fragte Bill.

»Mein Mann hat ihn gestohlen!« erklärte Hester.

Die Conollys schauten sie überrascht an. »Einfach weggenommen? Wo denn? Wie ist es möglich?«

»Er war auf Reisen…«

»Südfrankreich«, bemerkte ich.

»Ach so.«

Ich war etwas kribbelig geworden, da ich spürte, daß dies hier nicht der richtige Ort und auch nicht der beste Zeitpunkt für eine weitere

Unterhaltung war. »Mrs. Shapiro hat bereits einige Sachen zusammengepackt«, erklärte ich.

»Wo wollt ihr denn hin?«

Ich lächelte Sheila zu. »Zum Yard. Dort werden wir sie in Schutzhaft nehmen.«

»Das ist gut«, sagte Bill.

Noch konnten wir nicht fahren. Ich holte zwei Polizisten herbei und ging mit ihnen in den Keller. Bill folgte mir und erschrak, als er den verkohlten Leichnam erblickte.

»Hat das sein müssen?« fragte er.

Ich konnte nur die Schultern heben und wandte mich an die Uniformierten. »Bitte, sorgen Sie dafür, daß die Leiche abgeholt wird. Sie soll zur Obduktion gebracht werden.«

»Wird gemacht, Sir.«

Ich ging wieder nach oben, nahm meinen Koffer aus dem Wagen und räumte auch die Ersatzberetta aus dem Fach. Wenn es hell war, sollte jemand kommen und die Reifen wechseln. Ich konnte mich um diese Sachen leider nicht kümmern.

Die Conollys waren bereits in ihren Porsche gestiegen. Durch die heruntergelassene Scheibe erklärte mir Bill in Stichworten, daß sie nicht nur mich, sondern auch diesen einen Wächter gefunden hatten. »Und die anderen sind verschwunden, John?« fragte er mit Skepsis in der Stimme, wobei Sheila sich zur Seite und halb über ihren Mann gebeugt hatte, um meine Antwort mitzubekommen.

»Sie sind weg.«

Bill zwinkerte mir zu. »Aber nicht für immer?«

»Das befürchte ich.« Ich schlug auf das Verdeck. »Bis dann, ihr beiden, ihr hört von mir. Und vielen Dank!«

»Keine Ursache, Geisterjäger.«

Ich schaute den beiden nach, wie sie fuhren. Danach ging ich noch einmal zurück ins Haus, weil ich dort etwas vergessen hatte. Es war die Statue. Keuchend schleppte ich sie zum Polizeiwagen. Die beiden Beamten stellten keine Fragen. Sie waren wohl einiges gewohnt und nahmen es deshalb schweigend hin.

Ich stellte die Statue auf den Sitz zwischen Hester Shapiro und mir. Wie schützend ließ ich meine Hand auf ihr liegen, denn sie war der große Trumpf in diesem Fall…

***

Die Zelle war nicht sehr gemütlich, das kann man auch keinem Schutzhäftling garantieren, aber es gab ein Radio. Und wer wollte, konnte auch auf die Mattscheibe schauen. Die Tür wurde nicht abgeschlossen, das Bett war sauber, und über das Essen konnte sich auch kaum jemand beklagen, wie ich gehört hatte.

Von der Decke hing an zwei dünnen Stäben eine Leuchtstoffröhre, die ihr kaltes Licht verbreitete. Eine zweite Leuchte diente als Leselampe. Sie stand dicht neben dem Bett.

»Und hier soll ich bleiben?« fragte Hester.

»Es ist ja nicht für immer.«

Sie betrat zögernd die Zelle. »Wie lange denn?«

Ich hob die Hand. »Wissen Sie, ich will ehrlich zu Ihnen sein, Hester. Ich weiß es nicht genau. Das können zwei Tage werden, aber auch sieben. Es hängt nicht von mir ab.«

Wieder stand sie mit hängenden Armen und irgendwie leicht gebeugt vor mir. »Sie rechnen mit dem Phantom-Kommando?«

»Ja.«

»Glauben Sie denn, daß sie versuchen werden, die Statue…« Sie winkte ab. »Natürlich werden sie es versuchen. Sie müssen es ja.«

Sie fixierte mich lauernd, als wäre ihr genau in diesem Augenblick noch etwas eingefallen. »Dann spielen Sie ja den Lockvogel.«

»So ungefähr.«

»Und Sie haben keine Angst?«

»Es ist mein Job«, erklärte ich lächelnd. »Aber jetzt ist Schluß für heute. Versuchen Sie zu schlafen, wenn Sie können, ja?«

Sie drehte sich um, und ich hörte noch ihr schwaches »Gute Nacht, Mr. Sinclair.«

Den beiden wachhabenden Beamten schärfte ich ein, hin und wieder einen Blick nach Mrs. Shapiro zu werfen. »Wenn etwas sein sollte, können Sie mich im Bereitschaftsraum erreichen.«

»Übernachten Sie hier, Sir?«

»Ja.«

»Freiwillig?«

Ich hatte keine Lust, mich weiterhin um die Fragen des Mannes zu kümmern und fuhr nach oben. Das Büro wirkte gähnend leer. Im Vorzimmer lag noch ein Hauch des frischen Parfüms, das Glenda benutzte. Als ich auf die Uhr schaute, war es kurz nach halb zwei.

Ich fühlte mich wie ausgelaugt und durch die Mangel gedreht.

Jetzt hätte ich eine Tasse von Glendas Kaffee gebrauchen können, statt dessen holte ich mir einen Automaten-Becher.

Damit Suko sich am nächsten Morgen nicht wunderte, daß ich nicht ins Büro fuhr, rief ich ihn an. Er klang trotz der späten oder frühen Stunde nicht verschlafen, aber Shao begann zu schimpfen, als sie hörte, wer da anrief.

»Ich sitze hier im Büro«, erklärte ich und lieferte die Antworten schon im voraus, ehe Suko die diesbezüglichen Fragen stellen konnte. Er hörte zu und war verdammt überrascht.

»Dann geht es also morgen weiter?« fragte er.

Ich schielte auf die Statue. »Eigentlich noch heute.«

»Okay, verstanden. Soll ich dir irgend etwas mitbringen?«

»Nein, einen Ersatz-Rasierer habe ich da. Ich wollte nur, daß du Bescheid weißt. Jetzt schlaf gut, Alter.«

»Du hast Nerven!« stöhnte Suko.

Grinsend legte ich auf und leerte die restliche Brühe aus dem Becher. Die Statue hatte ich in einem der Panzerschränke verstaut. Fast genau dort, wo auch der zweite Würfel des Unheils stand.

Und der hatte mich auf eine Idee gebracht. Ich wußte noch immer nicht, mit wie vielen Gegnern ich es zu tun hatte. Wenn sie konzentriert angriffen, konnte das verdammt gefährlich werden. Wenn ich mich ihnen aber mit dem Würfel in der Hand entgegenstellte, besaß ich eine gute Waffe, um sie stoppen zu können.

Das wollte ich auf jeden Fall in einigen Stunden in die Wege leiten und den Würfel hervorholen.

Mit diesem Vorsatz verließ ich das Büro und ging in den Bereitschaftsraum, um noch ein paar Stunden an der Matratze zu horchen.

Trotz der hinter mir liegenden Abenteuer schlief ich sofort ein.

***

Wir wollten Hester Shapiro nicht gerade durch die Verhörmühle drehen, aber sie hatte es befürchtet. Als sie unser Büro betrat, wirkte sie schüchtern und hilflos. Auch Glendas aufmunterndes Lächeln konnte sie kaum in eine andere Stimmung versetzen.

Aber Glenda gab nicht auf. »Ich bringe Ihnen eine Tasse Kaffee, der wird Ihnen guttun.«

»Danke.«

»Den sollten Sie trinken, Mrs. Shapiro«, riet ich ihr nach dem Morgengruß. »Wirklich, ich kenne keinen besseren.«

»Ich versuche es.«

Dann stellte ich Suko vor. Als sie den Inspektor sah, zuckte sie zusammen. Suko lächelte. »Keine Sorge, Mrs. Shapiro, Chinesen sind auch Menschen.«

»So habe ich das nicht gemeint.«

Bill rief an und wollte wissen, ob sich schon etwas Neues ergeben hätte. »Nein, wir fangen erst an«, sagte ich.

»Sorry, hätte ja sein können.«

»Ich gebe dir schon Bescheid.«

Glenda Perkins brachte den Kaffee. Schon allein der Duft ließ mir das Wasser im Mund zusammenlaufen, und auch Mrs. Shapiro begann zu lächeln. Mit meinem Vorschlag hatte ich wohl genau ins Schwarze getroffen. Nach den ersten Schlucken nickte sie begeistert, und auf ihrem Gesicht erschien ein Lächeln.

»Sie haben nicht zuviel versprochen, Mr. Sinclair.«

»Das wußte ich.«

Glenda verließ den Raum. Sie hatte die Kanne stehenlassen, so daß Hester Shapiro und ich die Tassen nachfüllen konnten, wenn wir wollten. Suko trank wie immer seinen Tee.

Ich hatte mich geduscht und rasiert. Die Statue lag nach wie vor im Panzerschrank. Erst später wollte ich auf sie zurückkommen.

Und es lag auch schon ein Verhörplan fest, den ich zuvor mit Sir James, unserem Chef, abgesprochen hatte.

Der Superintendent wollte sich zurückhalten und uns das Feld überlassen. Er stand aber in ständiger Bereitschaft, denn wie ich war auch er der Ansicht, daß das Phantom-Kommando nichts unversucht lassen würde, an die eigentlich so harmlos aussehende Statue heranzukommen. Da würden sie auch auf Menschen keine Rücksicht nehmen.

Wir hatten uns im Dreieck hingesetzt und für die Frau einen gepolsterten Stuhl mit Lehnen kommen lassen. Noch einmal wurden wir durch einen Anruf gestört. Man teilte mir mit, daß ich den Bentley schon am Mittag abholen konnte.

Anschließend gab ich Glenda den Auftrag durch, nur ungemein wichtige Gespräche zu vermitteln.

Sie versprach es.

Hester Shapiro ergriff das Wort. Sie lächelte schmal. »Es tut mir leid, Mr. Sinclair. Wahrscheinlich erwarten Sie mehr von mir, als ich Ihnen geben kann.«

Ich wiegte den Kopf. »Das werden wir herausfinden.«

»Bitte, versprechen Sie sich nicht zuviel davon. Ich habe mich mit meinem Mann zwar gut verstanden, aber wenn ich im nachhinein unsere Ehe Revue passieren lasse, war ich doch ziemlich allein. Er war innerlich zu sehr für sich. Ich habe ihn einmal als einen philosophischen Abenteurer bezeichnet, wenn Sie verstehen.«

»Nicht direkt.«

»Nun, er vergrub sich zumeist in seinen Büchern. Es gab nur wenige Abende, an denen wir uns unterhielten, und wenn es mal vorkam, sprach er von den Reisen, die er noch plante.«

»Wohin?«

»In die ganze Welt. Er fühlte sich als Forscher und wollte fremde Völker und deren Mythen studieren.«

»Da war Südfrankreich eigentlich der falsche Ort«, bemerkte ich.

»Was gibt es dort noch für Geheimnisse?«

Hester hob die Schultern. »Das, Mr. Sinclair, habe ich ihn auch gefragt.«

»Und wie lautete seine Antwort?«

»Du wirst dich wundern.«

Ich nahm einen Schluck Kaffee und sortierte meine Gedanken.

Suko hielt sich noch zurück. »Aber er muß«, so fuhr ich fort, »dieses Phantom-Kommando irgendwie aufgeschreckt haben. Können Sie dafür eine Erklärung geben?«

»Das kann ich nicht.«

»Gab er Ihnen keinen Hinweis. Ich meine, Sie wußten ja auch über die Statue Bescheid.«

»Ja, schon. Aber was war das? Eigentlich nichts. Ich habe ihm auch nicht helfen können. Er hatte sie nicht einmal ausgepackt. Als ich ihn nach dem Grund fragte, meinte er, es sei zu gefährlich. Er habe schon genug schlafende Hunde geweckt, ich solle um Himmels willen die Finger davon lassen.«

Suko stellte seine erste Frage, »Sie wissen nicht, was er mit den schlafenden Hunden gemeint hat?«

Sie schaute den Inspektor an. »Nein, nicht so richtig.«

»Was heißt das?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen.«

Die Antworten gefielen mir überhaupt nicht. Mein Gefühl sagte mir nach wie vor, daß sie mir etwas verschwieg. Ich kam wieder auf das Reiseland des Toten zu sprechen. »Südfrankreich«, sagte ich, »ist ein großes Gebiet. Wo hat sich Ihr Mann denn herumgetrieben?«

Diesmal bekam ich die Antwort schnell. »Ich glaube, da wo die Pyrenäen beginnen…«

»Das ist auch groß…«

Hester Shapiro hob nur die Schultern. Irgendwie machte sie mir auch einen verkniffenen Eindruck. Sie hatte in der vergangenen Nacht Zeit genug gehabt, sich zu erholen und einen Plan zurechtzulegen. Suko und ich versuchten es immer wieder, sie aus der Reserve zu locken, aber die Frau blieb stur. Nach zwei Stunden brachen wir die Befragung ab. Sie wollte auch nicht mehr, und wir konnten sie nicht zwingen.

»Ich werde in meine Zelle zurückkehren«, erklärte Hester mit fester Stimme.

»Möchten Sie etwas zu Essen?«

»Ja.«

»Die Beamten werden es Ihnen besorgen.«

Hester blickte mich nachdenklich an. Ich hatte dabei das Gefühl, als würde sie mich taxieren. Noch einmal zuckte es um ihre Lippen, dann drehte sie sich um und ging.

Suko hob die Schultern. »Das war ein Lattenschuß.«

»Nicht mal ein Streifer.«

Glenda schaute herein. »Wenn einer von euch zu Tisch geht, hänge ich mich an.«

Suko nickte. »Und ich bleibe hier.«

»Hast du keinen Hunger?«

»Nein, aber ich fühle mich ein wenig kaputt. Ich werde eine halbe Stunde entspannen.«

»Bis gleich.«

Ich stiefelte mit Glenda Perkins los. Sie trug heute eine blaue Jeans, die weit geschnitten war und über den Knöcheln endete. Auf den Stoff waren weiße Blumen gemalt. Über die Bluse mit den breiten Schultern hatte sie eine rote Strickjacke gehängt.

Es war wieder warm geworden. Urplötzlich schien die Sonne durch die aufgerissene Wolkendecke. Ich setzte meine dunkle Brille auf, als wir zu einem Pub gingen, in dem der Wirt immer kleine Imbisse vorbereitet hatte.

An der Theke fanden wir noch zwei freie Plätze. Umwallt vom Rauch zahlreicher Zigaretten und eingehüllt in einen Wirrwarr von Stimmen, aß Glenda ihren Salat, während ich einen Sandwich hinunterwürgte. Das Zeug war ziemlich trocken, und ich mußte schon mit einer Flasche Mineralwasser nachspülen.

»Meinst du, daß du die Festung knacken kannst?« fragte Glenda.

Ich zündete mir eine Zigarette an und nickte. »Ja. Irgendwann wird sie weich. Das muß sie einfach.«

Glenda lächelte. »Ich habe selten eine Frau gesehen, die einen äußerlich so schüchternen Eindruck macht, aber in der Sache so hart sein kann. Schon fast brutal.«

»Das hält sie nicht durch.«

»Und weshalb nicht?«

Ich verzog den Mund. »Weil sie bestimmt von der Gegenseite auch Ärger bekommen wird.«

»Vor dem du sie bewahren willst.«

»Auch das.«

Glenda holte tief Luft und schob den Teller zur Seite. Sie nahm auch noch ein Glas Mineralwasser. »Ist dir eigentlich etwas aufgefallen, John?«

Ich grinste. »An dir?«

»Da frage ich erst gar nicht. Die Jacke ist übrigens neu.«

»Toll.«

»Hör auf, ich meine das anders. Aufgefallen müßte dir eigentlich etwas sein.«

»Und was?«

»Südfrankreich.« Glendas Blick wurde auffordernd. »Los, großer Geisterjäger, laß mal deine kleinen, grauen Gehirnzellen spielen! Südfrankreich, der dunkle Gral, vielleicht Aibon und der Name eines gewissen de Valois. Hector de Valois…«

»Du sagst es.«

Glenda hatte natürlich unsere Bemühungen mitbekommen, mehr über die Geheimnisse zu erfahren, die sich um den dunklen Gral,

Aibon, mein Kreuz und die Templer drehten. Im Vordergrund stand der Name eines genialen und geheimnisvollen Mannes namens Hector de Valois, der im späten Mittelalter in Südfrankreich gelebt hatte und ein sehr bedeutsamer Mann gewesen sein soll. Wir hatten Bücher gewälzt, Computer angeworfen, aber bisher keine Spur gefunden. Diese war im Lauf der Geschichte verschwunden.

Nicht nur wir wollten mehr über diesen Mann wissen, auch der Spuk und sein Diener Akim Samaran. Allerdings erging es ihnen wie uns. Auch sie hatten nichts herausbekommen, obwohl der Spuk so mächtig war. Da mußte es irgendwo eine Barriere geben.

Ich hob die Schultern. »Es ist klar, daß ich daran gedacht habe. Aber ich sah noch keine Verbindung.«

»Dieses Phantom-Kommando könnte passen.«

»Möglich.«

»Wer hat es angeführt?«

»Jemand, der sich hat versilbern lassen und jetzt bei uns im Panzerschrank steht.«

Glenda lachte. »Läßt du ihn dort stehen?«

»Nein, ich habe mir dies für den zweiten Teil des Verhörs aufbewahrt. Bin gespannt, ob ich die Frau damit aus der Reserve hervorlocken kann.«

»Und wenn nicht?«

»Dann habe ich Pech gehabt. Ich kann Hester Shapiro ja nicht zwingen, mir etwas zu sagen.«

Glenda zog ein zweifelndes Gesicht und legte beide Hände um ihr Glas. »Meinst du nicht, daß die Frau eine bestimmte Absicht verfolgt.«

»Die verfolgt jeder.«

»Aber nicht gegen dich. Weshalb hat sie dir aufgelauert? Das muß einen Grund gehabt haben.«

»Sie wollte, daß ich mit ins Spiel kam.«

»Dann soll sie sich auch nicht so verstockt geben.« Glenda schlug mit der flachen Hand auf die Theke. Ihr Nachbar zur Rechten wurde aufmerksam und schüttelte verwundert den Kopf.

Ich holte Geld aus der Hosentasche und bezahlte die Rechnung.

»Warte ab, wie es weitergeht. Wir werden schon den richtigen Dreh finden. Ich hole zunächst mal die Statue.«

Und das tat ich auch.

Glenda fuhr mit in den unterirdischen Bereich, wo sie stand.

Verwundert schaute sie sich das Gebilde an. Die Statue war nicht einmal ein so besonderes Kunstwerk. Wertvoll wurde sie durch das Material, aber die Gesichtszüge hatte der Künstler nur grob geschaffen und auf Feinheiten völlig verzichtet.

Meine Sekretärin fuhr mit der Hand über das Material. »Das ist richtig kühl…«

»Normal.«

Ich packte den Gegenstand und mußte mich anstrengen, um ihn aus dem Tresor zu heben. Als Glenda die schwere Tür schließen wollte, winkte ich ab. »Moment noch, Mädchen, da will ich noch etwas haben.«

»So?«

Ich griff ein Fach tiefer und holte einen Würfel hervor, der rotviolett schimmerte.

»Der Würfel des Unheils«, flüsterte Glenda beinahe andächtig.

»Bei mir nicht. Ich werde versuchen, ihn umzukehren. Für mich ist er der Würfel des Heils. Willst du ihn tragen?«

Sie verzog das Gesicht. »Ungern.«

»Mach schon, da kann nicht viel passieren.« Ich drückte ihr den Quader in die Hände.

Glenda nahm ihn mit spitzen Fingern entgegen. Ich hatte den Eindruck, als würden sich dabei ihre Haare sträuben. Die ganze Sache war ihr mehr als unangenehm.

Höchstpersönlich schloß ich die schwere Tür. Bis zum Lift war es nicht weit. Als wir in der Kabine standen und ich die Statue abstellte, lag Schweiß auf meiner Stirn.

»Ist Silber so schwer?« fragte Glenda.

»Anscheinend.«

Der Lift schoß uns hoch. Ich sah Glenda an, daß sie froh war, die Kabine verlassen zu können. Sie traute der Statue nicht, auch ich sah sie nicht als normal an und vermutete mehr dahinter.

Im Büro telefonierte Suko. Als wir eintraten, sprach er noch kurz weiter und legte dann auf.

»Schönen Gruß von Shao«, meldete er.

»Danke!« keuchte ich und stellte die Statue auf meinen Schreibtisch.

»Das ist sie?« fragte Suko.

»Ja.«

Er schaute sich das Beutestück an. »Sieht völlig normal aus«, meinte er.

»Sicher. Trotzdem muß sie etwas Besonderes sein.« Wir beide befanden uns allein im Raum, Glenda kochte frischen Kaffee.

»Hast du etwas Besonderes damit vor?« erkundigte sich mein Freund und Kollege.

»Ja und nein. Ich möchte jedenfalls Hester Shapiro damit konfrontieren. Mal sehen, ob sie sich dann noch immer so verstockt zeigt. Irgendeine schwache Stelle muß sie haben.«

»Das denke ich auch.« Suko schnippte mit den Fingern. »Übrigens, Sir James rief an und war ein wenig pikiert, daß er dich nicht antraf. Er wollte wissen, wie es läuft.«

»Was hast du ihm gesagt?«

Suko grinste. »Positiv.«
»Lügner.«
»Hätte ich ihm die Wahrheit erzählt, wäre er unter Umständen noch aufgetaucht. Das wollen wir ja wohl beide nicht.«
»In der Tat.« Ich griff zum Hörer und ließ mich mit dem Zellentrakt verbinden. Als ich nach Hester Shapiro fragte, wurde mir gesagt, daß sie nicht anwesend sei.
»Wieso denn? Ist sie nicht gekommen…?«
»Doch, sie ging dann, weil sie Hunger bekam«, erklärte der Kollege.
»Hat sie nichts hinterlassen?«
»Schon. Sie sagte einen schönen Gruß und…«
Ich verdrehte die Augen. »Mann, das hätte mir auch meine Schwiegermutter erzählen können.«
»Sie sagte ja noch etwas. Sie sollten sich keine Gedanken machen, Sir. Sie würde noch etwas erledigen und sich einiges durch den Kopf gehen lassen, aber zu Ihnen zurückkommen.«
»Wie gnädig«, erwiderte ich und legte auf.
Für mich war der Käse gegessen. Meine Laune erreichte fast den absoluten Tiefpunkt. Aber was hätten wir machen sollen? Wir hatten keinen Grund die Frau gegen ihren Willen festzuhalten.
Außerdem befand sie sich nicht in einer direkten Gefahr wie ein Zeuge, der gegen die Mafia aussagen wollte.
»Geleimt!« Suko lachte leise. »Und das passiert einem alten Hasen wie dir.«
»Ja, die Frau ist etwas Besonderes. Die hat dich auch aufs Glatteis geführt. Sie macht einen ängstlichen Eindruck, aber sie hat es faustdick hinter den Ohren, darauf kannst du dich verlassen.«
»Das glaube ich dir sogar.«
So warteten wir. Nicht nur eine Stunde verging, sondern drei. Um überhaupt etwas zu tun, beschäftigten wir uns mit der Aufarbeitung irgendwelcher Akten. Zum Glück war Sir James anderweitig beschäftigt. Wir wurden in Ruhe gelassen.
Der Nachmittag war schon fast vorbei, und Glenda wollte Feierabend machen, als das Telefon anschlug. Diesmal hob Suko ab.
»Hallo, Mrs. Shapiro, leben Sie auch noch?«
Ich schaute auf.
Suko zwinkerte mir zu, bevor er die nächsten Sätze sprach. »Natürlich können Sie zu uns kommen. Wir sind es eben gewöhnt, Überstunden zu machen und haben auch auf Sie gewartet.« Er legte eine kurze Sprechpause ein. »Bis gleich dann.«
»Jetzt bin ich gespannt«, murmelte ich.
»Frag mich mal.«
Wir warteten. Ich rauchte und trank den Kaffee aus. Glenda verabschiedete sich. »Und berichtet mir morgen, was es gegeben hat.

Ich muß noch einkaufen.«

Lässig winkte ich ab. »Okay, wann kommt denn der Alte zurück?«

»Keine Ahnung.«

Auf ihn warteten wir nicht, sondern auf Hester. Sie kam und klopfte zaghaft an.

»Come in.«

Eine blasse Frau erschien. Den Mantel hatte sie über ihren Arm gehängt. Sie trug ein graues Hängerkleid, dessen Farbe sie noch unauffälliger machte. Zwischen Tür und Schreibtisch blieb sie stehen.

Die schräg durch das Fenster fallenden Sonnenstrahlen blendeten sie. »Jetzt sind Sie sauer auf mich, nicht wahr?«

Ich winkte ab. »Nicht unbedingt. Aber nehmen Sie doch Platz.«

»Danke.« Hester hob die Schultern. »Sie müssen das verstehen. Ich habe zum erstenmal in meinem Leben mit der Polizei zu tun. Und da werde ich gleich in eine Zelle gesperrt, muß mir Ihre Fragen anhören und kann selbst nicht antworten…«

»Das könnte sich ändern.«

Erst jetzt schien sie die Statue zu sehen. Jedenfalls veränderte sich ihr Blick. Er wurde starr. »Sie haben sie geholt, Mr. Sinclair?«

»Wie Sie sehen.«

»Aber weshalb?«

»Weil wir mit Ihnen darüber reden wollen.«

»Ich kann Ihnen nichts sagen…«

»Nein, nein!« Ich hob beide Hände. »Nicht schon wieder die gleiche Leier. Lassen Sie sich etwas anderes einfallen!«

Hesters Stimme wurde schärfer. »Wenn mein Mann noch lebte, sähe es anders aus. Aber ich habe die Figur am gestrigen Tag zum erstenmal gesehen. Das können Sie doch bezeugen, Mr. Sinclair. Sie war noch eingepackt. So wie sie mein Mann in Frankreich hat verpacken lassen.«

»Das stimmt.«

»Dann weiß ich nicht, was Sie mit ihr wollen.«

»Sie lügen, Mrs. Shapiro!« Suko hatte die Worte gesprochen, die auf fruchtbaren Boden gefallen waren, denn Hester zuckte zusammen. »Was haben Sie da gesagt?«

»Daß Sie lügen!«

Sie schluckte und schaute Suko hart an. »So etwas müssen Sie beweisen.«

»Das werden wir auch. Keiner von uns kann sich vorstellen, daß Ihnen Ihr Mann nichts erzählt hat. Er muß Ihnen einfach einige Hinweise gegeben haben. Etwas anderes kommt für uns nicht in Frage.«

»Ich sagte Ihnen doch.«

Jetzt mischte ich mich wieder ein. »Weshalb wollen Sie nicht reden?

Sie haben doch alles ins Rollen gebracht. Sie haben mir aufgelauert. Sie warteten auf mich in der Garage. Gemeinsam sind wir zu Ihnen gefahren und wurden dort angegriffen. Das sind alles Dinge, die Sie, ob bewußt oder unbewußt, in die Wege geleitet haben. Diese geisterhaften Gestalten wollten nicht allein mich, auch Sie. Und es kam ihnen auch auf die Statue an. Verdammt noch mal, dafür muß es einen Grund geben!«

Hester war bleich geworden. Hatten wir sie jetzt soweit, daß sie uns alles erzählte?

»Reden Sie, Mrs. Shapiro! Nur so können wir eine Gefahr abwenden, die nach wie vor vorhanden ist.«

Die Frau schluckte. »Ja«, sagte sie dann. »Ja, es stimmt, was Sie da gesagt haben. Ich habe auf Sie gewartet, weil ich mal etwas über Sie gehört habe. Ich wußte, daß ich in Gefahr schwebe. Mein Mann hat es mir gesagt. Die Kiste war wie Sprengstoff.« Hester deutete auf die Figur. »Auf sie allein kommt es an. Und ich habe mich an Sie gewendet, Mr. Sinclair, weil ich Angst hatte. Man hat meinen Mann getötet. Ich habe zusehen müssen und konnte fliehen. Ich sah, wie er verbrannte.« Sie beugte sich vor, und ihre Stimme steigerte sich.

»Deshalb wollte ich mich rächen und suchte nach einem Helfer, der diese Wesen vernichten kann. Ich erinnerte mich an Sie. Ich habe Sie praktisch als Lockvogel mißbraucht.«

»Das ist ja nicht tragisch«, erwiderte ich. »So etwas bin ich gewohnt. Aber wenn ich diese Rolle schon spiele, möchte ich wenigstens voll informiert sein. Dieses Recht gestehen Sie mir wohl zu – oder?«

»Ja.«

»Dann los! Was wissen Sie noch?«

»Mein Mann war tatsächlich ein Einzelgänger. Aber die Figur ist gefährlich.«

»Dabei sieht sie so harmlos aus.«

»Täuschen Sie sich da mal nicht. Gordon warnte mich. Er sagte, daß er endlich eine Spur gefunden habe.«

»Wessen Spur?«

»Von dem Volk im Berg.«

»Wie?«

»Ja, es muß ein Dämonenvolk sein, daß in irgendeinem Berg lebt. In einem Stollen, in unterirdischen Höhlen, was weiß ich. Auf jeden Fall soll es sehr alt sein, und dieses Volk steht in irgendeiner Verbindung zu einst mächtig gewesenen Menschen oder Magiern.«

»Welcher Art?« fragte Suko.

»Auch den Namen weiß ich«, erklärte die Frau. »Aber halten Sie mich nicht für übergeschnappt, wenn ich Ihnen jetzt…«

»Reden Sie schon!«

»Es sind die Templer!«

***

Jetzt war es heraus. Ich hatte die Worte verstanden, Suko ebenfalls, wir schauten uns gegenseitig an, und ich wurde das Gefühl nicht los, daß Hester Shapiro mit dieser Antwort irgendwie eine neue Ära eingeläutet hatte.

Die Templer!

Unheimliches sagte man über sie. Ihre Herkunft lag im dunkeln.

Sie waren aufgetaucht und wieder verschwunden. Sie hatten Kreuzzüge mitgemacht, sich aber gleichzeitig der Magie verschrieben. Jedenfalls spielten sie auch in unserem Leben eine Rolle.

»Sie sagen ja nichts.«

Ich lächelte. »Das war tatsächlich eine überraschende Antwort, Mrs. Shapiro.«

»Glauben Sie mir nicht?«

Ich winkte ab. »Doch, doch, schon. Ich glaube Ihnen alles, nur müssen wir das erst verdauen. Dieses Volk im Berg, ist es mit den Templern identisch?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das nicht, aber es hat von ihnen gehört oder verehrt sie.«

»Und diese fliegenden Schützen mit ihren flammenden Pfeilen?« hakte ich nach. »Was ist mit Ihnen?«

»Sie sind wohl das Volk.«

»Und es hat seinen Berg verlassen, um uns anzugreifen.«

»So ist es.«

»Weil Ihr Mann«, fuhr Suko fort, »die Statue geraubt hat. Nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann muß die Figur mit dem Bergvolk, diesem Phantom-Kommando in Verbindung stehen.«

»Auch das.«

»Aber wie?«

Hester bat um ein Glas Wasser. Sie bekam es von mir, trank und holte vor ihrer nächsten Antwort tief Luft. »Es ist so, das Bergvolk hat diese Figur angebetet. Sie war ein Götze, ein Gott für sie. Auch einen Namen hat man ihr gegeben. Harun…«

Den hatte ich noch nie gehört. Ich schaute mir die Figur an und zog sie zu mir rüber. Mit beiden Händen strich ich über den Körper, ließ sie höher wandern und umfaßte auch den Kopf.

Hester Shapiro beobachtete mich aus fiebernden Augen. Irgend etwas war mit ihr, das konnte ich aus dem Augenwinkel erkennen, denn sie wurde blaß, ballte die Hände zu Fäusten, öffnete sie wieder, und auf ihren Handflächen schimmerte der feuchte Schweiß.

»Haben Sie etwas?« fragte ich.

Sie nickte. »Mr. Sinclair«, flüsterte sie. »Seien Sie um Himmels willen

vorsichtig. Passen Sie auf! Geben Sie acht. Sie dürfen wirklich nicht mit der…«

»Was darf ich nicht?«

»Lassen Sie die Finger davon! Die Statue ist gefährlich, glauben Sie mir.«

Ich dachte nicht daran, ihren Rat zu befolgen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dicht vor einer Teillösung zu stehen, und meine Hände wanderten wieder an der Figur nach oben, so daß sie sich dem Kopf näherten.

Da sprang Hester auf!

»Nein, Mr. Sinclair, auf keinen Fall den Kopf. Nehmen Sie Ihre Hände weg!«

Ich ließ sie liegen. »Weshalb?«

»Sie dürfen es nicht. Drehen Sie ihn nicht nach rechts. Drehen Sie um Himmels willen nicht den Kopf! Dann kommen sie nämlich!«

»Wer kommt?«

»Das Phantom-Kommando!«

***

Mit einem Seufzer ließ sich die Frau wieder auf ihren Stuhl zurückfallen. Sie war blaß geworden. Auf ihrer Stirn lagen Schweißperlen.

Jetzt endlich hatte sie mit der ganzen Wahrheit herausgerückt, und die sah ziemlich gefährlich aus.

»Wiederholen Sie das noch einmal!« forderte Suko. Er hatte damit in meinem Sinne gesprochen.

Sie tat es mit einer leisen, kaum zu verstehenden Stimme. Aber wir merkten, daß sie Angst hatte. Irgend etwas bedrückte sie. Verständlich, denn sie hatte schon Bekanntschaft mit dem Phantom-Kommando gemacht.

Ich nahm die Hände weg. Hester sah es und entspannte sich. »Ist das die Lösung des Rätsels gewesen?« fragte ich sie.

»Ja, Sir, das war oder ist sie.« Auf ihrem Gesicht hatten sich hektische, rote Flecken gebildet. »Wenn Sie den Kopf des Götzen drehen, entsteht eine magische Verbindung. Sie holt das Phantom-Kommando herbei, wie ich weiß.«

»Aber die Typen sind auch so gekommen«, hielt ich dagegen.

»Die Statue war eingepackt…«

»Ja, weil sie ihren Gott zurückhaben wollten.«

Ich schabte über mein Kinn. Das erschien mir alles noch zu wenig logisch, aber eines wußte ich. An Hester Shapiros Rat würde ich mich auf keinen Fall halten. Ich wollte den Schädel zwar nicht jetzt drehen, sondern später und auch an anderer Stelle, denn diese Wesen waren verflucht gefährlich und mußten ausgeschaltet werden.

Hester hatte sich zurückgelehnt. »Ist noch etwas?« fragte sie.
»Wissen Sie…«
Sie hob beide Hände. »Auf mich können Sie nicht mehr zählen, Mr. Sinclair. Ich habe Ihnen alles gesagt.«
»Ja, das befürchte ich auch.«
»Wieso?«
»Es war mir noch zu wenig.«
»Tut mir leid. Mein Mann hat mehr gewußt. Wenn Sie mich jetzt bitte gehen lassen würden.«
»Natürlich. Sie sind ein freier Mensch, Mrs. Shapiro. Sie können hingehen, wohin Sie wollen. Trotzdem würde ich Ihnen raten, noch bei uns zu bleiben. In unserer Nähe sind Sie sicherer.«
»Werden Sie denn nicht nach Hause gehen?«
»Das glaube ich kaum. Wir müssen uns noch mit diesem Phantom-Kommando beschäftigen.«
»Ich weiß, was Sie vorhaben!« flüsterte Hester.
»So?«
»Hüten Sie sich, ich rate es Ihnen.« Hester stand auf und schob den Stuhl zurück. Dann verließ sie das Büro und ließ Suko und mich schweigend zurück.
Wir blieben zunächst einmal sitzen, und jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.
»Die Templer«, murmelte der Inspektor. »Haben wir eine erste Spur gefunden?«
»Es scheint so.«
Er runzelte die Stirn. »Südfrankreich scheint ›in‹ zu sein. Was hältst du davon, wenn wir dem Land einen kleinen Besuch abstatten.«
»Noch nicht.«
»Wie lange willst du warten?«
Ich lächelte. »Denk an die Worte dieser Frau. Wir wissen jetzt, wie wir das Phantom-Kommando herholen können.«
»Und das willst du?«
»Ja.«
»Du denkst an die Verantwortung, die du dir aufgebürdet hast.«
»Natürlich.«
»Dann frage ich mich, wo wir uns ihnen stellen sollen?«
»Das weiß ich noch nicht.«
»London würde ich ausschließen. Ein freier Platz wäre am geeignetsten, finde ich.«
»Das stimmt.«
»Die *flaming stones*.«
Ich lachte. »Gute Idee. Nur – wie willst du hinkommen?«
»Ja, das ist das Problem.«
Uns würde schon, das hoffte ich, eine Lösung einfallen. Zunächst

aber fiel mir Sir James ein. Und plötzlich stand er in der Tür, warf einen Blick auf die Statue, schaute danach uns an und fragte: »Was ist das?«

»Eine lange Geschichte.«

»Ich habe Zeit.«

Das paßte uns wiederum nicht in den Kram. So mußten wir die Lösung des Problems erst einmal vor uns herschieben.

Sir James blieb bei uns. Natürlich berichteten wir, und der Superintendent war ein guter Zuhörer. Er blieb sehr lange, Zeit verging, der Tag ebenfalls. Der Abend rückte näher und damit auch die Dämmerung. Zusammen mit Sir James gingen wir das Problem an.

Auch er war dafür, das Phantom-Kommando zu zerstören, er fand die Lösung mit dem Würfel auch gut, aber einen Ort, an dem wir ungestört arbeiten konnten, wußte er auch nicht.

Das Läuten des Telefons empfand ich als störend, hob ab und hörte eine mir unbekannte Stimme. Dafür kannte der Anrufer mich.

Es war einer der Polizisten, die zu dem abgelegenen Waldhaus gekommen waren und einiges mitbekommen hatten.

»Was möchten Sie denn?« fragte ich.

»Sir, Sie sind wieder aufgetaucht.«

»Wer?« Im Augenblick war ich gedanklich noch woanders.

»Diese Wesen auf den fliegenden Teppichen.«

Ich sprang auf. »Wo und wann?«

Er berichtete es mir, sprach von Zeugen und sagte zum Schluß einen bedeutsamen Satz. »Wenn die Aussagen uns nicht täuschen, nähern sie sich der City of London…«

»Danke!« Ich legte auf und blieb stehen.

Suko schaltete schnell. »Sie sind wieder da – oder?«

»Ja.«

Ich berichtete in Stichworten. Jetzt kam es darauf an, wer von uns den besten Vorschlag hatte.

»Wissen Sie was, meine Herren?« sagte Sir James. »Wir werden diese Armee hier erwarten.«

»Wo?«

Sir James lächelte. »Nicht im Büro, das ist klar.« Er deutete zur Decke. »Oben auf dem Dach. Wenn sie dort ankommen, haben wir und sie freie Bahn. Und nehmen Sie die Statue mit, John. Ein besseres Lockmittel gibt es nicht…«

***

Wir standen dort, wo das gewaltige Landekreuz begann, das auf dem Dach des hohen Yard Buildings aufgepinselt war. Es diente als Orientierung für Hubschrauber, doch in der nächsten Zeit war jede Landung verboten. Der Platz gehörte uns.

Es war dunkel geworden. Aus dieser Höhe hatten Suko und ich einen phantastischen Blick über London, das von einem gelblich schimmernden Lichterglanz erfaßt war. Schauten wir in die Tiefe, sahen wir die fahrenden Autos groß wie Spielzeuge, die in Wolken von Licht getaucht waren, das ihre Scheinwerfer entließen.

Sir James hatte eine Art Telefonwache übernommen. Per Walkie-Talkie waren wir mit ihm verbunden. Zudem hatte er Alarm gegeben. Jeder Polizist, der sich im Dienst befand, hatte die vorrangige Aufgabe bekommen, auf diese Wesen zu achten.

Suko und ich hatten uns zudem mit Nachtgläsern ausgerüstet und suchten abwechselnd den blaugrauen Himmel ab, über den auch der Widerschein zahlreicher Lichter zuckte.

Im Augenblick beobachtete mein Freund durch das Glas. Er stand auf dem Dach und drehte sich nach allen Himmelsrichtungen.

Noch hatten wir nichts entdecken können, was wiederum nichts besagte, da ich wußte, wie schnell diese Phantome auch große Entfernungen überbrücken konnten.

Neben mir stand die Statue.

Sie hatte sich nicht verändert. Nach wie vor schimmerte sie in einem matten Glanz, aber es lag kein Leuchten auf ihr, wie es oft bei meinem Kreuz der Fall war.

Bumerang, Kreuz und Beretta, das waren die normalen Waffen, mit denen ich mich eingedeckt hatte. Aber ich besaß noch eine spezielle. Und zwar den Würfel des Unheils.

Er sollte, wenn es keine andere Möglichkeit gab, die Angreifer stoppen, bevor sie Unheil anrichten konnten.

Und so warteten wir.

Suko kam zu mir. »Noch habe ich nichts gesehen.«

»Dann beobachte weiter.«

»Du bist dran.«

»Okay.«

Ich nahm seinen Platz ein und schaute durch das Glas. Weit war der Himmel. Unendlich und düster. Vieles rückte nahe heran, was bei normalem Blick so fern aussah. Ich sah die Gestirne, den Mond und erkannte auch die Schatten der Wolken, die lautlos und himmelhoch über unseren Köpfen segelten.

Alle anderen bewegten sich kaum. Und wenn, dann gehörten sie zu Flugzeugen, die entweder landeten oder starteten.

Ich drehte mich langsam.

Andere Gebäude gerieten in mein Blickfeld. Das Parlament, die Brücken und der Tower waren zu sehen. Soho lag zu meinen Füßen, und über diesem Stadtteil schien der Himmel an einigen Stellen zu explodieren, weil er dort besonders hell war. In Soho ging es wieder rund. Bei einem warmen Hochsommerwetter machten die Besitzer der

Kneipen und Bars das große Geschäft. Ich gönnte es ihnen. In diesem Sommer hatten sie nicht viel verdienen können.

Nicht ich entdeckte den ersten Hinweis, sondern Suko. Ich hörte seine Stimme. »John, ich hab sie.«

»Wo?«

»Komm her.«

Rasch lief ich zu ihm. Mein Freund schaute nach Süden, zum Themseknick hin, denn jenseits davon tat sich etwas.

In der Luft bewegten sich Gestalten.

Wir konnten sie nicht direkt erkennen. Sie verschwammen noch mit der Finsternis, aber wir sahen das Flackern der kleinen Lichter, die in der Optik größer erschienen.

»Die müssen auch auf den Radarschirmen zu sehen sein!« flüsterte Suko.

Das war nicht mein Problem. Ich versuchte die Gegner zu zählen und kam auf zehn.

Und sie waren schnell. Schon jetzt konnten wir sagen, daß sie sich uns als Ziel ausgesucht hatten. Dabei flogen sie eine dreieckige Formation. Eine Ecke zeigte dabei wie ein spitzer Keil nach vorn.

Fast gleichzeitig ließen wir die Gläser sinken. Die brauchten wir jetzt nicht mehr.

Suko schaute auf die Figur. »Du hast den Kopf der Statue also doch herumgedreht?«

»Ja, als du durch das Glas schautest.«

»Okay.«

Wir machten uns bereit. Suko holte seine Peitsche hervor und ließ die drei Riemen ausfahren. Die Beretta hielt er auch griffbereit, während ich das Kreuz jetzt gut sichtbar auf der Brust trug und zwischen beiden Händen den Würfel hielt.

»Du willst es tatsächlich mit ihm versuchen?« fragte Suko.

»Ja.« Ich räusperte mich. »Es sind einfach zu viele. Wir können sie nicht beim ersten Angriff erledigen. Und wir müssen uns davor hüten, von einem der Pfeile getroffen zu werden. Dann gibt es keine Rettung mehr. Ich möchte nicht so aussehen wie Gordon Shapiro.«

»Das kann ich verstehen.«

Noch hatten wir etwas Zeit. Sie kam mir vor wie die berühmte Ruhe vor dem Sturm. Ich spürte meine innere Spannung und auch etwas von dem, was mir entgegen wehte.

Es waren keine Geräusche oder Laute, sondern ein Hauch, der mich traf. Irgendwie unheimlich, der Odem eines völlig Fremden, den ich noch nicht einordnen konnte.

Ich schaute auf mein Kreuz.

Es reagierte auf das Fremde, denn über das Silber hatte sich ein leichtes Flackern gelegt, und die vier Buchstaben an seinem Ende

glühten hin und wieder kurz auf.

Natürlich hatte ich auch mit dem Gedanken gespielt, Kreuz und Figur miteinander in Verbindung zu bringen, es aber aus guten Gründen sein lassen, denn wie leicht wäre es meinem Kreuz unter Umständen möglich gewesen, die Figur zu zerstören.

Sie war ein Götze, ein heidnisches Symbol, diente dem Bösen, ebenso wie die heranfliegenden Mitglieder der geisterhaften Rotte.

»John, es geht gleich los!«

Sukos Stimme klang ruhig. So wie ich, starrte er ebenfalls nach vorn, um genau zu sehen, wann es Zeit wurde, einzugreifen.

Sie hoben sich deutlich ab. Mit bloßem Auge konnten wir sie erkennen, und die bleichen Gestalten knieten auf den fliegenden Teppichen. Ihre Silbermasken leuchteten wie blasse Flecken. Die Bögen waren gespannt. Pfeile lagen auf den Sehnen.

So sahen sie kampfbereit aus.

Entfernungen waren schwer zu schätzen. Sie konnten das Dach in fünf, aber auch erst in zehn Sekunden erreicht haben. So lange wollten wir natürlich nicht warten.

Vor allen Dingen ich nicht, denn ich trat einen Schritt vor meinen Freund Suko und konzentrierte mich auf den Würfel.

Es war das Duplikat des ersten, besaß die gleichen Kräfte, so daß es mir gelingen konnte, starke magische Angriffe nicht nur abzuschmettern, sondern andere zu zerstören.

Dieser Würfel war flexibel. Er heilte und vernichtete. Es kam immer darauf an, wer ihn besaß. Den ersten Würfel hatte der Spuk.

Samaran, sein großer Diener wollte den zweiten bekommen. Bisher war ihm dies nicht gelungen. Und auch der Spuk konnte ihn nicht so einsetzen, wie er gern gewollt hätte, denn die Gegenmacht, mit Luzifer an der Spitze, und seinem Stellvertreter Asmodis, setzte ihm gewisse Grenzen.

Zum Glück für uns…

Auf einmal waren sie da!

Ob sie zuletzt schneller geflogen waren oder nicht, hatten wir nicht feststellen können, wir mußten uns auf sie konzentrieren, weil sie jetzt schwarmartig auseinanderglitten und noch in der Bewegung ihre verfluchten Pfeile abfeuerten.

Ich sah noch, wie Suko zur Seite federte, sich hinwarf, über das Dach rollte und im Liegen schoß.

Eines der Wesen wurde erwischt und von seinem Teppich geholt.

Mehr bekam ich nicht mit, weil ich ebenfalls auf Tauchstation gegangen war.

Über mir huschten die brennenden Pfeile hinweg. Ich hatte mich auf den Würfel und seine Kräfte konzentriert, hielt die Arme halb ausgestreckt und wollte dafür sorgen, daß der Quader seine

vernichtenden Kräfte freiließ.

Da jagte der Pfeil heran.

Ausweichen konnte ich nicht mehr. Er war einfach zu schnell, und er hätte mich in die Brust getroffen, wenn mir diesmal nicht das Glück die Hand gereicht hätte.

Der Pfeil jagte in den Würfel, blieb stecken, und während ich das Krachen von Sukos Beretta hörte, wurde der Würfel plötzlich warm.

Gleichzeitig bewegten sich die Schlieren in seinem Innern, und der Pfeil verglühte vor meinen Augen.

Ich drehte mich um die eigene Achse. Über mir huschte eine der Gestalten hinweg. Den Bogen hielt er gespannt, wollte mir den Pfeil in die Brust jagen, und diesmal hätte ich Pech gehabt, aber in meiner plötzlichen Panik mobilisierte ich Kräfte, an die ich kaum geglaubt hatte. Durch den Würfel, der jetzt voll unter meiner Kontrolle stand, wurden sie noch verstärkt.

Die Gestalt drehte plötzlich den Bogen, so daß der Pfeil auf ihre Brust wies.

Dann ließ sie die Sehne los.

Mit ungeheurer Wucht schlug der Pfeil in den Körper dieser dämonischen Figur und zerstörte sie vor meinen Augen. Sie zerfloß nicht, sie klumpte nicht zusammen, sondern huschte als silberner Staubstreifen davon.

Ich sprang auf die Füße. Geduckt lief ich zur Seite. Suko lag auf dem Boden. Soeben erwischte er wieder einen Krieger, während ich auf die Knie fiel und entdeckte, daß sich eine der Mauern in meinem Rücken befand.

Vier waren vernichtet worden.

Mehr als die doppelte Menge jagte noch über das Dach und feuerte ihre flammenden Pfeile ab.

Sie machten das Gebilde in dieser luftigen Höhe zu einer wahren Hölle. Auch ich kam nicht mehr dazu, mich so auf den Würfel zu konzentrieren, wie es sein mußte. Bei einem gelang es mir noch, ihm zum Selbstmord zu bewegen, dann mußte ich mich wieder zur Seite werfen, um einem Pfeil zu entgehen.

Sollte ich nicht doch lieber schießen?

Da teilten sie sich.

Plötzlich flogen einige einen Bogen, gerieten aus der Reichweite unserer Kugeln, aber sie verfolgten einen Plan, und es gelang ihnen, in die Nähe der Figur zu kommen.

Sie sollten sie nicht haben.

»John, du bist näher dran!« brüllte Suko, als er mit einem gewaltigen Satz zurücksprang.

Das war ich auch, aber ich lief nicht direkt hin, denn eine Person, mit der sie nie gerechnet hatten, erschien plötzlich auf dem Dach des Yard

Building. Es war Hester Shapiro!

***

Sie taumelte hektisch aus dem kleinen Penthouse, in dem sich auch noch zwei Lifttüren befanden. Mit einer der Kabinen mußte sie hochgekommen sein, und ihr Ziel war die Figur!

»Nein!« brüllte sie. »Ihr dürft sie nicht nehmen! Nein, sie gehört uns. Laßt sie…!«

»Hester!«

Auf meinen überlauten Ruf reagierte sie nicht. Sie sah auch nicht die Gefahr in der sie schwebte.

Ich konzentrierte mich auf die Gruppe um den Würfel. Suko nahm sich die anderen vor, die mir hätten gefährlich werden können und die Luft durcheilten.

Es war zu spät.

Drei Pfeile jagten auf die herannahende Frau zu.

Und alle drei trafen.

Kopf, Brust und Beine wurden erwischt. Mitten im Vorwärtsdrang stoppte Hester. Sie schrie nicht einmal, und erst als der Schock vorbei war und die Flammen sie erfaßt hatten, begann sie zu brüllen.

Es war schrecklich für uns. Beistehen konnten wir ihr nicht, denn das Phantom-Kommando gab nicht auf.

Ich aber auch nicht.

Während Hester Shapiro starb, konzentrierte ich mich noch einmal auf den Würfel. Seine Schlieren gerieten in Bewegung, sie vermittelten meine Befehle weiter, und die wiederum waren auf reine Vernichtung eingestellt.

Das Phantom-Kommando mußte restlos zerstört werden!

Es gelang.

Plötzlich wurden die flammenden Pfeile von Händen gepackt, aus den Köchern gerissen, und dann rammten sich die Wesen ihre Waffen selbst in die Körper.

Es kam zu einem Massen-Selbstmord!

Ich stand mit unbewegtem Gesicht und verkanteten Zügen und schaute zu, wie ihr eigenes Feuer, das anderen den Tod bringen sollte, jetzt sie verbrannte.

Die silbernen Masken lösten sich auf, und auch die Körper wurden zu flirrenden Staubfahnen.

Auch hinter mir wurde nicht mehr geschossen. Als ich einen Blick über die Schulter warf, sah ich Suko mit hochgezogener Waffe starr auf einem Fleck stehen. Die Mündung der Beretta wies zu Boden.

Kein Mitglied des Phantom-Kommandos jagte noch über das Dach hinweg. Wir hatten sie erledigt.

Diesmal war es ein kurzer, sehr intensiver und verdammt harter

Kampf gewesen, aber als Sieger fühlte ich mich beileibe nicht.

Hester Shapiros Ende ging mir nahe. Sie lag auf dem Dach. Letzte Restflämmchen zuckten noch über ihren bereits verbrannten Körper.

Vielleicht hatte sie gewußt, was ihr bevorstand und war freiwillig den Weg gegangen, den auch ihr Mann genommen hatte.

Und noch eine Gestalt erschien: Sir James. Uns sah er nicht; er ging direkt auf die tote Hester zu.

»Sir, es tut mir leid«, sagte ich. »Aber wir…«

Er winkte ab. »Wahrscheinlich haben wir alle Schuld an ihrem Tod. Wir hätten sie nicht allein lassen sollen.« Er schaute sich um.

»Haben Sie das Phantom-Kommando erledigt?«

»Das ist vorbei.«

Unser Chef lachte. »Vorbei? Daran will ich nicht glauben. Ich habe das Gefühl, daß dadurch einiges in Bewegung geraten ist. Ich glaube, wir fangen jetzt erst an.«

Der Ansicht war ich auch…

Was war, außer einem bitteren Nachgeschmack über Hester Shapiros Tod geblieben?

Das Wissen um ein geheimnisvolles Bergvolk, das in Südfrankreich leben sollte, und eine Statue, die in irgendeinem Zusammenhang mit den Templern stand.

War sie ein Götze der Templer?

Wir wußten nur, daß man ihr den Namen Harun gegeben hatte, das war alles.

Suko war ebenso nachdenklich wie ich. Keiner von uns beiden wußte, ob wir tatsächlich das gesamte Phantom-Kommando erledigt hatten. Jedenfalls kamen wir zu einem Fazit, das Suko sogar noch erweiterte. »Sollte uns die Spur nach Südfrankreich führen, könnten wir ja gleichzeitig nachforschen, ob auch ein gewisser Hector de Valois mit den Templern in Verbindung gestanden hat. Möglich, John, ist alles.«

Dem hatte ich nichts hinzuzufügen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 390 »Ich folgte der Teufelsspur«